Adelheid von Saldern / Inge Marßolek (Hg.)

Zuhören und Gehörtwerden II

Radio in der DDR der fünfziger Jahre
Zwischen Lenkung und Ablenkung

Unter Mitarbeit von
Daniela Münkel
Monika Pater
Uta C. Schmidt

edition diskord

Gefördert von der Volkswagen-Stiftung

Kna 580/1 a
ZENTRAL- U. LANDESBIBLIOTHEK BERLIN

Titelbild: »Da lacht der Bär«
Heinz Quermann, Gustav Müller, Gerhard Wollner

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Zuhören und Gehörtwerden / Adelheid von Saldern/Inge Marßolek (Hg.). Unter Mitarb. von Daniela Münkel ... - Tübingen : Ed. diskord
Bd. 1 hrsg. von Inge Marßolek und Adelheid von Saldern

2. Radio in der DDR der fünfziger Jahre. - 1998

Radio in der DDR der fünfziger Jahre : zwischen Lenkung und Ablenkung / Adelheid von Saldern/Inge Marßolek (Hg.). Unter Mitarb. von Daniela Münkel ... - Tübingen : Ed. diskord, 1998
(Zuhören und Gehörtwerden ; 2)
ISBN 3-89295-639-1

© 1998 edition diskord, Tübingen
Alle Rechte vorbehalten
Computer-Satz: Anne Schweinlin, Tübingen
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt
ISBN 3-89295-639-1

Inhalt

Vorwort 9

»Jawohl, der Deutsche Demokratische Rundfunk kann sich hören lassen.« Radio in der DDR. Eine Einführung
Adelheid von Saldern, Inge Marßolek 11

Produktionssphäre
Daniela Münkel
Einleitung: Herrschaftspraxis im Radio: Personal und Programm . 45

»Sozialistischer Journalismus« – Rundfunkberufe in der SBZ/DDR 46

Zwischen »Kaderschmiede« und Professionalisierung: Ausbildung in der Rundfunkschule 48
- Gründung der Rundfunkschule und Schülerauswahl 51
- Lehrpläne, -inhalte und -schwerpunkte 58
- Das Lehrpersonal 61
- Schulalltag als Herrschaftspraxis 62
- Spezialisierung und praktische Ausbildung der Rundfunkschüler 70

Qualifizierung für Kommunikationsberufe außerhalb der Funkschule 77

Kaderpolitik im DDR-Rundfunk der fünfziger Jahre 80
- Kontinuitäten – Diskontinuitäten 83
- Kaderrekrutierung, Kaderpolitik, Kaderreserve 89

Zur geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung im SBZ/DDR-Rundfunk 96

Herrschaftspraxis im Redaktionsalltag 112
- Zensur und Planerfüllung 113
- Repressive Maßnahmen und Kontrolle 123

Resümee: Personalpolitik im Rundfunk 134

Die Programmstruktur in der SBZ/DDR 136

Das Programm im SBZ/DDR-Rundfunk bis 1960 138

Zielgruppenprogramme: Der Frauen- und Jugendfunk in der SBZ/DDR 149
Der Frauenfunk 149
Der Jugendfunk 159

Resümee: Das Programm SBZ/DDR-Rundfunk 168

Rundfunkangebote

Monika Pater

Rundfunkangebote zwischen Humor und Erziehung zum sozialistischen Menschen 171
Entwicklung und Aufgaben der Rundfunkunterhaltung in der SBZ/DDR 176
Sozialistischer Humor – sozialistische Unterhaltung 182

»Viel Ärger mit dem Lachen« – Beliebte Radiounterhaltung in der frühen DDR 189
Herrschaftssicherung durch Integrationsfunktionen 191
Da lacht der Bär als sozialistische Populärkultur 197

Das Geschlechterverhältnis als konstitutives Element medialer Angebote 206
Gesellschaftlich »Neues« im traditionellen Genre der Bunten Stunden 207
Musiksendungen – Liebestraum von Glück und Ferne 215

Integration von Frauen in die Arbeitswelt – Wandel der Vorstellungen über die Geschlechterordnung? 224
»Frauen können handeln« – Neues Selbstbewußtsein in alten Bahnen? 228
Neue Pflichten – Neue Rechte 232
»Es gibt nichts Schöneres für einen Mann, als schaffen zu dürfen« 236
Elternschaft, Liebe und Männerrolle 238
»Plaudern will verstanden sein« – Zur Interaktion der Geschlechter 243
»Gut Ingelein« – Zur Herstellung hierarchischer Kommunikationsstrukturen 249

Resümee: Die Konstruktion von Werten und Hierarchien 253

Radioaneignung

Uta C. Schmidt

Radiohören in der Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren . . 259

Soziale Topographie des Rundfunkhörens in der SBZ und der DDR der fünfziger Jahre 268

»Sylva«, »Undine«, »Erfurt« und »Beethoven« – Produktform, Verteilung und Aneignung 273

»... der große Kraftquell von Presse und Rundfunk» oder: Über die »Massenverbundenheit« des DDR-Rundfunks 288
Allgemeine Öffentlichkeitsarbeit 290
Hörerversammlungen und Abhörgemeinschaften 291
Die Funkkorrespondenten 293
Hörerforschung 296
Hörerpost und Hörerinnenbriefe 299
»Werter Herr Professor ...«, »Sehr verehrter Genosse Professor ...« Die Hörerbriefe an Gerhart Eisler 308
Warum mehr Männer Hörerbriefe schrieben als Frauen: ein Erklärungsversuch 317

Wer gerne tanzt, wer gerne singt – private Radioaneignung 324
»... besonders am Abend ist es mitunter unerträglich.« Die Empfangsmöglichkeiten in der Kritik der Hörer 325
»Koordinieren müßte man ...« – Abstimmungsprobleme, Unausgewogenheit und Wiederholungen 332
»... einen Übelstand zu rügen und zu brandmarken.« Programmänderungen und »Programmtreue« 338
»Ihr redet eben früh zu viel. Macht mehr Musik, aber solche zum Mitsummen.« 340
»... ausnahmsweise mal ein abendfüllendes Programm ...« Die Forderungen nach einem »geschlossenen« Abendprogramm . 345

»Jawohl, der Deutsche Demokratische Rundfunk kann sich hören lassen. Bei ihm spürt man das Leben wie es ist.« »Versteckte« geschlechtsspezifische Formate 351

Resümee: Medien-, zeit- und systemspezifische Dimensionen der Radioaneignung 358

Zur politischen und kulturellen Polyvalenz des Radios und zu ihren Grenzen. Ergebnisse und Ausblicke
Adelheid von Saldern, Inge Marßolek, Uta C. Schmidt, Monika Pater, Daniela Münkel 369

Abbildungen 389

Quellen- und Literaturverzeichnis 392

Anhang 414
Übersicht über die Themen der Sendereihe
Zwei Stunden mit Heinz und Ingeborg

Abkürzungsverzeichnis 415

»Jawohl, der Deutsche Demokratische Rundfunk kann sich hören lassen.« Radio in der DDR.

Eine Einführung

Adelheid von Saldern, Inge Marßolek

Die kleine Schraube

Ein Schwungrad spreizte sich und schwang
und sang in selbstgefälliger Weise:
»Ich bringe alles rings in Gang,
treib alles, sich zu drehn im Kreise!
Nur mir gebühren Ruhm und Lohn!«
Doch wie zum Hohn,
Ein kleines Schräubchen, kaum zu sehn,
ganz plötzlich im Getriebe brach,
Das Riesenrad – o Riesenschmach –
schwang vor, ... zurück, ... blieb hilflos stehn ...

Merkt die Moral, schlicht wie mein Gedicht:
Mißachtet mir die kleinen Schrauben nicht!

(Sergej Michalkow, in: Unser Rundfunk 1956, H. 1)

Die aus dem Exil zurückkehrenden KPD-Funktionäre sahen – anknüpfend an Lenin,[1] aber auch an die Vorstellungen der kommunistischen Kulturpolitik der zwanziger Jahre – im Rundfunk das von Michalkow benutzte Bild eines Schwungrades zur Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft und zur Erziehung eines sozialistischen Menschen.[2] Die Kommunisten und die von ihnen unter sowjetischer Schirmherrschaft neugegründete junge DDR glaubten sich im Aufwind historischer Zivilisations-

[1] Lenin, Wladimir I., Über Agitation und Propaganda, Berlin 1973, S. 212, 235. Lenin hatte diese Rolle der Presse zugeschrieben, übertrug sie dann später dem Radio, nicht zuletzt wegen des ständigen Papiermangels in der Sowjetunion.

[2] Zu den Sozialisationszielen siehe Bergem, Wolfgang, Tradition und Transformation. Eine vergleichende Untersuchung zur politischen Kultur in Deutschland, Opladen 1993, S. 115–133. Die Anknüpfung an politische und gesellschaftliche Erfahrungen und Traditionen der Weimarer KPD betont Weitz, Eric D., Creating German Communism, 1890–1990. From Popular Protests to Socialist State, Princeton 1997, besonders die Kapitel 9 und 10.

entwicklung zu befinden und im moralisch-politischen Kontext eines vermeintlich tiefgreifenden Antifaschismus zu handeln. In der DDR sei, so Heinz Dieter Kittsteiner, »der Nationalsozialismus nach Maßgabe eines geschichtsphilosophisch vorzeitlichen Theodizee-Modells verarbeitet worden. Er war ein großes Übel, er mußte aber endlich – gegen seine Absichten – zum Guten dienen, eben zum Sieg des Sozialismus in den Grenzen der DDR«.[3] In diesem Sinne galt es, sozialistische Grundvorstellungen über Mensch und Gesellschaft öffentlichkeitswirksam werden zu lassen und dementsprechend alle Medien nach dem gemeinsamen Ziel auszurichten. So klar sich die Zielsetzung anhörte, so unklar waren die einzuschlagenden Wege. Welche Rolle sollte die direkte politische Propaganda spielen? Wie konnte es gelingen, sozialistisches Gedankengut auch in die nicht direkt propagandistischen Sendungen einzuweben? Was machen, wenn »ein kleines Schräubchen, kaum zu sehn, ganz plötzlich im Getriebe brach«, das heißt im übertragenen Sinne, wenn die Menschen nicht zuhören wollten, das Radio ausschalteten oder auf Westsender umschalteten oder gar die Botschaften anders lasen als sie gemeint waren?

Das Fehlen relativ autonom arbeitender intermediärer Organisationen,[4] das heißt die direkte Unterordnung aller bedeutsamen Einrichtungen unter die Herrschaft der Partei des »demokratischen Zentralismus«, betraf insbesondere die Medien.[5] Gewiß, auch in der jungen Bundesrepublik war die Etablierung eines relativ autonomen Teilsystems »Medien« gerade in den fünfziger Jahren weder selbstverständlich noch unumstritten.[6] Doch wurden schließlich alle Vereinnahmungsversuche der Regierung Adenauer erfolgreich abgewehrt. Anders in der DDR, in der ein intermediäres, relativ autonomes Institutionengefüge fehlte, womit auf das potentielle Korrektiv einer sich frei artikulierenden öffentlichen Meinung verzichtet wurde. Dies brachte dem Politbüro der SED indessen nicht nur eine große Machtfülle ein, sondern auch massive Herrschaftsprobleme: Wie konnten die einzelnen Teilsysteme, so auch das Teilsystem »Medien«, auftretende dysfunktionale Trends korrigieren und sich selbst dynamisch weiterentwickeln? Wenn alle Direktiven »von oben« kamen und absolut zielgebunden waren, dann stellte sich nicht nur für die Entscheidungsträger, sondern auch für die Durchführenden die Frage, ob herrschaftskonforme Steuerungsmittel in dem politisch und gesellschaftlich gleichermaßen sensiblen Bereich der Medien auf Dauer ausreichen würden, um die Menschen positiv anzusprechen.

Bei einer solchen Problemlage war es für die Herrschenden naheliegend, auf die junge, unbelastete Generation und deren Ausbildung zu setzen. Begabung, Fachausbildung und Kaderpolitik sollten sich harmonisch miteinander verbinden und mittelfristig die medienbezogenen Herrschaftsprobleme lösen helfen. Deshalb spielte die Rundfunkschule in der DDR eine so bedeutsame Rolle, und deshalb wird auch in vorliegender Studie der Geschichte dieser Ausbildungsstätte ein eigenes Kapitel gewidmet. Ein weiteres Mittel, das das Fehlen intermediärer, relativ autonomer Institutionen auf dem Mediensektor kompensieren und herrschaftskonforme Lernprozesse im Radiobereich initiieren sollte, bestand im Auskundschaften der Hörgewohnheiten und der Hörvorlieben der Bevölkerung, aber auch in der anonymen Entgegennahme von Hörerkritik. In diesem Zusammenhang spielten, wie gezeigt werden soll, Hörerbriefe eine wichtige Rolle. Hörerbriefe konnten in den Redaktionen zum informellen Signal für bestimmte Entwicklungstendenzen in und um das Radiohören avancieren und somit für die Medienpolitiker eine unverhältnismäßig große Bedeutung erhalten – aber genausogut unverhältnismäßig marginalisiert werden. Eine Ausgangsthese der vorliegenden Studie ist, daß die zwar aktiv, aber nicht empirisch-systematisch betriebene Meinungsforschung der Medienverantwortlichen zwar ausreichte, um Kenntnisse über die Radiohörenden zu erhalten, aber kein angemessenes Mittel darstellte, um gegebenenfalls die dann notwendig erscheinenden Reformen von sich aus in Gang zu setzen und damit Selbstregulierungen vorzunehmen. Daß die Möglichkeiten zur Selbststeuerung, wenn überhaupt, dann allenfalls nur in höchst eingeschränk-

[3] Kittsteiner, Heinz Dieter, Die in sich gebrochene Heroisierung. Ein geschichtstheoretischer Versuch zum Menschenbild in der Kunst der DDR, in: Historische Anthropologie, 2. Jg. (1994), H. 3, S. 442–462, hier S. 457. Vgl. auch Danyel, Jürgen (Hg.), Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, Berlin 1995.

[4] Meuschel spricht von einer Entdifferenzierung des Institutionensystems und der Gesellschaft. Meuschel, Sigrid, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt/M. 1992.

[5] Lepsius, M. Rainer, Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR, in: Kaelble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Zwahr, Hartmut (Hg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 17–31.

[6] Dazu siehe vor allem Steininger, Rolf, Deutschlandfunk – die Vorgeschichte einer Rundfunkanstalt 1949–1961. Ein Beitrag zur Innenpolitik der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1977; ders., Rundfunkpolitik im ersten Kabinett Adenauer, in: Lerg, Winfried B./Steininger, Rolf (Hg.), Rundfunk und Politik 1923–1973, Berlin 1975, S. 341–385.

tem Maße, vorhanden waren, lag erstens an den nicht-existierenden Chancen eines offenen Erfahrungsaustausches mit den diversen gesellschaftlichen Gruppen, zweitens am Fehlen eines durch Öffentlichkeit erzeugten Handlungsdrucks und drittens am linearen Abhängigkeitsverhältnis der Medienpolitiker vom politischen Zentralgremium der DDR. Wie die folgende Studie zeigt, wäre es allerdings falsch anzunehmen, daß sich die Medienverantwortlichen gegenüber gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und Wunschproduktionen gänzlich abgeschottet hätten. Bekanntlich war das DDR-Regime keineswegs statisch. Wir werden deshalb ausschnittsweise die Frage verfolgen, ob und welche Anpassungsleistungen die DDR-Führung auf dem Gebiet der Programmstruktur und in den Sendeformaten vollzogen hat und wo aus welchen Gründen die Grenzen lagen. Damit stoßen wir auch ein Stück weit zu der zentralen Frage vor, was Herrschaft in der DDR ausmachte und wie unser Bild von dieser Herrschaft in Begriffen zu fassen ist. Wer beispielsweise von einer »durchherrschten Gesellschaft« schreibt, läuft Gefahr, ein eindimensionales, von oben nach unten ausgerichtetes Herrschaftsgefüge zu assoziieren und die möglicherweise von unten nach oben erfolgten Impulse auszublenden. Der Begriff verführt ferner zu der Annahme, es habe eine totale Beherrschung der Gesellschaft durch die Parteispitze gegeben. Leicht wird dabei die Komplexität von Herrschaft und die ihr zugrundeliegenden Interaktionszusammenhänge sowie die Gleichzeitigkeiten von Täterschaft und Opfersein sowie die verbliebenen Handlungsspielräume und Handlungschancen übersehen. Die Handlungschancen trugen, wie auch an einigen Beispielen in dieser Studie gezeigt werden soll, vor allem informellen Charakter. Diesem kam wegen fehlender intermediärer Gewalten und fehlender Öffentlichkeit ungleich größere Bedeutung zu als in nach westlichem Muster verfaßten demokratischen Gesellschaften.

Im Medium und in der Aneignung des Mediums ist Herrschaft als kulturelle Praxis auffindbar. Als Massenmedium war das Radio für das DDR-Regime eines der wichtigsten kulturellen Transmissionsriemen zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen öffentlicher und privater Sphäre. Dabei ist es wenig sinnvoll zu fragen, ob nicht doch die Zeitungen viel bedeutsamer waren als der Rundfunk. Vielmehr kommt es darauf an, die mit einem herrschafts- und alltagsrelevanten Medium – und das war das Radio in jedem Fall – verbundenen allgemeinen Grundzüge medialer Politik und auch die Besonderheiten herauszuarbeiten.

Mit Hilfe des Radios drangen die Herrschenden bis in die Privaträume vor. Während der Öffentlichkeitsraum einer weitgehenden Kontrolle unterlag, blieb der direkte Blick in den Privatbereich der Menschen weitgehend verwehrt, zumal die Unantastbarkeit der Wohnung in der Öffentlichkeit als ein bürgerliches Grundrecht galt. Die Stasi-Spitzelei in der DDR führte allerdings zu neuen Kontrollmechanismen, von denen auch die Wohnungen betroffen waren. Denunziationen der »freundlichen« Nachbarn und Nachbarinnen taten ein übriges, um den Privatraum unsicher zu machen. Gleichwohl boten die Wohnungen noch immer einen relativ großen Schutz und eine Abschirmung, blieben die Privaträume als private Orte[7] von hoher Alltagsbedeutung. Das Radio war als Überwachungsorgan des Privatraums jedenfalls ungeeignet. Allerdings stellte das Medium für die Herrschenden durchaus ein Mittel dar, Privatheit und Privatsein der Menschen ein Stück weit auf das Herrschaftsmedium auszurichten, verbunden mit der Hoffnung, dadurch gleichläufige Nutzungs-, Aneignungs- und Rezeptionsweisen der Rundfunkangebote in Gang zu setzen, die dem Aufbau des Sozialismus und der Erziehung des sozialistischen Menschen zugute kommen würden. Doch solche Hoffnungen stießen sich immer wieder an den Realitäten; und mit direktem Druck konnte wenig erreicht werden. Die DDR-Rundfunkmacher mußten insbesondere mit der Tatsache zurechtkommen, daß der Großteil des Publikums bereits während der NS-Zeit seine Hörgewohnheiten und Hörvorlieben entwickelt hatte und daß die meisten DDR-BewohnerInnen auch Westsender empfangen konnten. Daraus entstanden gewisse Einstellungen und Erwartungshaltungen der Zuhörenden, die zwar nicht öffentlich diskutiert werden konnten, die aber gleichwohl, wie zu zeigen sein wird, die Medienpolitik massiv herausgefordert haben und – um Michalkows Bild wieder aufzugreifen – als kleine Schrauben wahrgenommen wurden, die bei allzu großer Mißachtung das ganze Getriebe zum Stillstand bringen konnten. Kurzum: Die vorliegende Untersuchung will einen Beitrag leisten zur Geschichte der Anpassungsfähigkeit des DDR-Mediensystems – und ihrer Grenzen.

[7] Hierzu siehe zum Beispiel das Kapitel 5 im Buch von Fulbrook, Mary, Anatomy of a Dictatorship. Inside the GDR 1949–1989, Oxford 1995, S. 129–151; vgl. auch Saldern, Adelheid, von, Häuserleben. Zur Geschichte des städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1997 (2. Aufl.), S. 329 ff.

Damit wird auch die Frage nach der Modernität der DDR-Diktatur tangiert.[8]

Mentalitäten und Lebensweisen

Durch das mittlerweile veränderte Forschungsparadigma – von der strukturbezogenen Sozialgeschichte hin zur Neuen Kulturgeschichte – wurde auch in der deutschen Historiographie das Bewußtsein für die *longue durée* von Mentalitäten geschärft, die in Frankreich von der Gruppe um die Zeitschrift »Annales« schon seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts als ernstzunehmendes historisches Untersuchungsfeld betrachtet wurde.[9] Mentalität ist eine für eine Gruppe oder ein Kollektiv typische Einstellung und »fungiert in konkreten Situationen als Hilfe bei der Entscheidung, wie man sich verhalten soll ...«.[10] Sie ist die Summe der Orientierungsangebote, die in einem Kollektiv jeweils vorherrschend ist. Dazu gehört auch die Art und Weise, wie Objekte, so zum Beispiel das Radiogerät, oder Medienangebote, etwa Radiosendungen, angeeignet werden.[11]

[8] Zur Diskussion über die DDR-Herrschaft als moderne Diktatur siehe einführend Kohli, Martin, Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, Sozialgeschichte der DDR, S. 31–62, hier S. 34 ff. und Meuschel, Sigrid, Überlegungen zu einer Herrschafts- und Gesellschaftsgeschichte der DDR, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, 19. Jg. (1993), H. 1, S. 5–15 sowie Tagung des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam: Die DDR – eine moderne Diktatur? Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen (10.–12. Dezember 1997).

[9] Dazu: Vovelle, Michel, Ideologies and mentalities, in: Samuel, Raphael/Stedman Jones, Gareth (Hg.), Culture, Ideology and Politics, London 1982, S. 2–12; Einführend: Raulff, Ulrich (Hg.), Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1989; Sellin, Volker, Mentalität und Mentalitätsgeschichte, in: Historische Zeitschrift, Bd. 241 (1985), S. 555–599.

[10] Dinzelbacher, Peter, Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte, in: ders., Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993, S. XXVI; vgl. auch Vovelle, Ideologies, besonders S. 11; Sellin, Mentalität, S. 587, 589.

[11] Mehr über Aneignung siehe Kapiteleinleitung von Uta C. Schmidt in diesem Band. Vgl. zudem Chartier, Roger, Einleitung: Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken, in: ders., Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, Berlin 1990, S. 18. Der Aneignungsbegriff hat sich seit den siebziger Jahren verstärkt eingebürgert. Einflußreich für Architektursoziologen und -historikerInnen war Chombart de Lauwe, der schon damals dezidiert Aneignungsperspektiven von Raum und Räumlichkeit aufgezeigt hat; Chombart de Lauwe, Paul-Henry, Aneignung, Eigentum, Enteignung, in: Arch+, 9. Jg. (1977), H. 34, S. 2–6; ders., La culture et le pouvoir, Paris 1975.

Gerade wenn man den Kontinuitäten im Wechsel unterschiedlicher Gesellschaften nachspüren will, gerät die *longue durée* der Mentalitäten in den Blick – jenseits der politischen Zeitläufte. Mentalitätengeschichte ist die Geschichte der Langsamkeit in der Geschichte, wie Le Goff einmal pointiert formuliert hat.[12]

In den Folgegesellschaften des Dritten Reiches distanzierten sich die Menschen zwar auf der politischen Handlungsebene recht schnell vom Nationalsozialismus und änderten damit ihre politischen Auffassungen, aber die tieferliegenden Schichten der Einstellungs- und Verhaltensbildung, die Mentalitäten, blieben davon häufig wenig berührt.[13] Das gilt aber auch für Menschen, die in der Weimarer Zeit oder gar noch zu Kaisers Zeiten in politisch rechtsstehenden und kulturkonservativen Milieus aufgewachsen waren und sich nun im kommunistisch beherrschten Teil Deutschlands zurechtfinden sollten. Besonders relevant wird die *longue durée* der Mentalitäten, wenn die sogenannte Hitlerjugend-Generation in den Blick gerät, also jene Generation, die ihre Sozialisation überwiegend in der NS-Zeit erfahren hatte und später den Wiederaufbau in Ost und West prägte.[14] In der DDR war es die Hitlerjugend-Generation, die neben den noch aktiv gebliebenen antifaschistisch ausgerichteten Kommunisten der ersten Aufbauphase im Verlaufe der fünfziger Jahre mehr und mehr öffentliche Funktionen übernahmen. Infolge der Westabwanderung zahlreicher Personen bürgerlicher Herkunft und entsprechend den in der DDR verfolgten Zielsetzungen eines Elitenaustauschs erfuhr sie ihren sozialen Aufstieg im jungen DDR-Staat[15], demgegenüber sie sich dann

[12] Nach Dinzelbacher, Zu Theorie und Praxis, S. XXVI. Anstatt von Mentalitäten spricht Bourdieu von Habitus als einem »System der Dispositionen«. Bourdieu, Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1979, besonders S. 139–203, hier S. 187.

[13] Vgl. Marßolek, Inge, Nationalsozialismus, kollektives Gedächtnis und Politik in der Adenauer-Ära, in: dies./Schelz-Brandenburg, Till (Hg.), Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg, Bremen 1995, S. 184–196; Niethammer, Lutz, Normalisierung im Westen. Erinnerungsspuren in die 50er Jahre, in: Diner, Dan (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt/M. 1987, S. 153–184.

[14] Dazu zum Beispiel Rosenthal, Gabriele (Hg.), Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung der Vergangenheitsbewältigung, Bamberg 1986.

[15] Huinink, Johannes/Mayer, Karl Ulrich, Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft in: Joas, Hans/Kohli, Martin (Hg.), Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen, Frankfurt/M. 1993, S. 151–172, hier S. 156 f.

auch in der Regel herrschaftsloyal, pflichtbewußt und autoritätsfixiert zeigte. Trotz Umstellungen in den politischen Normen wirkten, so kann angenommen werden, Sozialisationserfahrungen aus früheren Phasen weiter, blieben mentale Dispositionen, ästhetischer Habitus und gewohnte Lebensstile erhalten.[16] Auf einem solchen mentalitätsbezogenen Hintergrund ist auch die Radiogeschichte der DDR, besonders ihre sozialen und personalen Herrschafts- und Aneignungsformen, zu plazieren.[17]

Die Permanenz jener Mentalitäten, die in der NS-Zeit geprägt worden waren, zeigt sich nicht zuletzt gegenüber unliebsamen Fremden, Subkulturen oder Minderheiten. Oft sind bei genauerem Hinsehen – entgegen des äußeren Anscheins – nur Verschiebungen, nicht aber Veränderungen von Dispositionen auszumachen. Das gilt für beide NS-Nachfolgestaaten. So konnte insbesondere unter dem Zeichen des Kalten Krieges das im Nationalsozialismus rassistisch aufgeladene Feindbild des *bolschewistischen Untermenschen* in der Bundesrepublik auf den neuen Feind des Westens, die UdSSR, übertragen werden, allerdings seiner rassistischen Konnotation weitgehend entkleidet.[18] In der DDR hingegen wurde nunmehr der Westen zum Feindbild und mit den Gesichtern des Nationalsozialismus ausgestattet. In beiden Staaten dienten die Feindbilder zur Exterritorialisierung der eigenen Vergangenheit. Während für die Bundesrepublik einige dieser Kontinuitätslinien, wenn nicht aufgearbeitet, so

[16] Auf das Fortleben autoritärer Strukturen und Mentalitäten seit dem späten Kaiserreich verweist Wolfgang J. Mommsen, Der Ort der DDR in der deutschen Geschichte, in: Kocka, Jürgen/Sabrow, Martin (Hg.), Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven, Berlin 1994, S. 26–40, hier S. 28 sowie Scherer, Klaus-Jürgen, Gab es eine DDR-Identität? In: Reißig, Rolf/Glaeßner, Gert-Joachim (Hg.), Das Ende eines Experiments, Berlin 1991, S. 296–317, hier: S. 299 ff.; vgl. auch die Überlegungen von Wierling, Dorothee, Is there an East German Identity? Aspects of Social History of the Soviet Zone/German Democratic Republic, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Bd. XIX (1990), S. 193–207.

[17] Vgl. auch die Überlegungen von Ralph Jessen, Gesellschaft im Staatssozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte der DDR, in: Geschichte und Gesellschaft, 21. Jg. (1995), H. 1, S. 96–110, hier S. 99.

[18] Vgl. zum Beispiel Sywottek, Arnold, Die Auseinandersetzung der Lebenswelten und Alltagskulturen in West- und Ostdeutschland. Aspekte und Stationen, in: Calließ, Jörg (Hg.), Getrennte Vergangenheit – gemeinsame Geschichte. Zur Historischen Orientierung im Einigungsprozeß (Loccumer Protokolle 65/91), Rehburg-Loccum 1992, S. 127–145.

doch durch verschiedene Studien erhellt wurden,[19] sind für die DDR lediglich erste Ansätze auszumachen. Eines ist jedenfalls für beide Nachfolgestaaten erkennbar: der im Dritten Reich durch die NS-Frauen- und Familienpolitik bis zu einem gewissen Grade geförderte Rückzug in die privaten Nischen, in die scheinbar unpolitischen Räume, gehörte nach 1945 zum gemeinsamen Erbe von Ost- und Westdeutschland. Anders als in der DDR wurde in der Adenauer-Ära indessen der Rückzug von der Politik häufig propagiert, etwa in den überaus beliebten Heimatfilmen oder den Schlagern jener Zeit, und solche Propagierungen stießen offenbar bei vielen Bundesdeutschen damals auf ein offenes Ohr. In der DDR sollte es nur insoweit Privaträume geben, als diese für die gesellschaftliche Reproduktion notwendig waren. Ihre »unverhältnismäßige« Verbreitung, vor allem seit den siebziger Jahren, können – ähnlich wie im Nationalsozialismus – als dem Regime teils abgetrotzte, teils vom Regime zugestandene »Frei«räume gelten. Diese wurden für die Menschen um so wichtiger, je weniger sie an die Reformierbarkeit der DDR glaubten.[20] Auf solchem politisch-kulturellen Hintergrund ist auch, wie ansatzweise gezeigt werden soll, Radiogeschichte zu schreiben. Es wird deshalb stets zu fragen sein, wie die häusliche Welt medial vermittelt wurde, welche Normen und Werte dabei eine Rolle spielten.

Während es in der Bundesrepublik seit den späten fünfziger Jahren, bedingt durch den neuen Amerikanisierungsschub, auch und gerade in bezug auf die Nutzung der vielen Massenkulturangebote, eine entsprechende Ausdifferenzierung von Lebensstilen in ersten Umrissen abzuzeichnen begann[21] – ein Phänomen, das von der Mehrheit der Bevölkerung nach anfänglich großen Widerständen schließlich im Laufe der sechziger und siebziger Jahre mehr und mehr toleriert wurde –, versuchte das DDR-Regime gerade im Jahrzehnt nach dem Mauerbau, aber auch in

[19] Kleßmann, Christoph, »Das Haus wurde gebaut aus Steinen, die vorhanden waren.« Zur kulturgeschichtlichen Kontinuitätsdiskussion nach 1945, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Bd. XIX (1990), S. 159–177. Neuerdings grundlegend: Frei, Norbert, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

[20] Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee, Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen, Berlin 1991; Fulbrook, Anatomy, S. 142 ff.

[21] Dazu siehe zum Beispiel Maase, Kaspar, Bravo Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992.

diversen Zeitabschnitten danach, eine solche kulturelle Ausfächerung weitmöglichst zu verhindern.[22] Mit Unterstützung eines Teils der Bevölkerung reagierte das Regime vielfach mit Sanktionen und Intoleranz auf Gruppen oder Individuen, die versuchten, informelle, nicht-konforme Lebensstile zu entwickeln. Davon waren vor allem Jugendliche betroffen, die – ähnlich wie in der Bundesrepublik – seit den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren versuchten, subkulturelle Praktiken auszuprobieren. Das führte zu dauerhaften Konflikten mit den vom »pädagogischen Optimismus« geprägten DDR-Erziehern innerhalb und außerhalb der Medien.[23] Der Generationenkonflikt ging um so tiefer, je mehr sozialistische Hoffnungen die Herrschenden auf die neue, nach 1945 geborene Generation gesetzt hatten. Doch auch bei jenen Jugendlichen der ersten FDJ-Generation, die das DDR-System durchaus bejahten, entstand – zumindest solange sie selbst jung waren – offenbar der Wunsch nach moderneren Lebensformen, nach einem Abbau von »kleinbürgerlichem Muff und Mief«, nach einer Befreiung von herkömmlichen Vorstellungen über Geschlecht, Familie und Tradition.[24] Unsere Studie zeigt am Beispiel von Radiosendungen Mentalitäts- und Einstellungsstrukturen derjenigen Erwachsenengeneration auf, die – ungeachtet ihres Strebens nach einer anderen, sozialistisch geprägten Gesellschaft – kleinbürgerliche Alltagsformen und Wertorientierungen zum gängigen Lebensmuster für viele werden ließ und die in den folgenden Jahrzehnten der DDR, trotz der immer wieder aufbrechenden Kulturkonflikte mit Jugendlichen, seinen unverwechselbaren Stempel aufdrücken sollte.

Allgemein gilt, daß Medienangebote von den RezipientInnen vor allem dann wahrgenommen und genutzt werden, wenn sie an ihre Lebenswelten und Interessenhorizonte, ihre Gewohnheiten und Gefühlshaushalte sowie dem ihnen Vertrauten in irgendeiner Form anknüpfen. Insofern lassen sich von den Medienangeboten aus immer auch Rückschlüsse auf die jeweiligen Geschmacksausprägungen und Mentalitäten ziehen. Schwieriger ist es, durch Quellenanalysen oder im Deduktionsverfahren Radionutzungen zu erschließen; meist muß man sich mit Vermutungen zufrieden geben. Und doch ist es wichtig, auf diesen subjektiven Aneignungsprozeß immer wieder hinzuweisen: Die HörerInnen lasen auch in der DDR die Texte der Radiosendungen eigensinnig, das heißt, sie wiesen ihnen einen je eigenen Sinn zu. Sie interpretierten sie vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen, Bedürfnisse und Wahrnehmungen, deuteten sie ihrer spezifischen Situation und ihren Einstellungen entsprechend.[25] Dadurch entstand – ungeachtet der in der Öffentlichkeit verbreiteten Vorstellung einer sozial entdifferenzierten DDR-Gesellschaft von »Werktätigen«[26] – eine Vielfalt von Sinnzuweisungen und Deutungsmustern – nicht nur über den Verstand, sondern auch über Ästhetik und Gefühl gesteuert.[27] Die Oral-History-Untersuchungen haben bislang Mediennutzungen nicht systematisch thematisiert.[28] Die Rezeption von Radiosendungen in der DDR entsprach, so darf angenommen werden, keineswegs immer den Wunschvorstellungen der Rundfunkmacher. Dem sollten vermutlich die ständigen Wiederholungen bestimmter Botschaften entgegenwirken, da sich so die Wahrscheinlichkeit vergrößerte, daß sich die von den Programmgestaltern gewünschte Lesart bei ständigen Wiederholungen schließlich durchsetzte

[22] Dazu konzeptionell anregend Jarausch, Konrad/Siegrist, Hannes, Amerikanisierung und Sowjetisierung. Eine vergleichende Fragestellung zur deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte, in: dies. (Hg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970, Frankfurt/M., New York 1997, S. 11–49.

[23] Einen Überblick, allerdings vor allem für die 60er Jahre, gibt Wierling, Dorothee, Die Jugend als innerer Feind. Konflikte in der Erziehungsdiktatur der sechziger Jahre, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, Sozialgeschichte der DDR, S. 404–426.

[24] Merkel, Ina, Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, Sozialgeschichte der DDR, S. 359–382.

[25] Dazu als ein erster Einstieg: Maletzke, Gerhard, Medienwirkungsforschung. Grundlagen, Möglichkeiten, Grenzen, Tübingen 1981, hier S. 22. Eine stimulierende Verknüpfung von theoretischen Überlegungen und empirischen Beispielen bietet Bausinger, Hermann, Media, technology, and daily life, in: Media, Culture & Society, 6. Jg. (1984), H. 4, S. 343–351. Zur alltagsgeschichtlichen Dimension einer DDR-Gesellschaftsgeschichte siehe Lindenberger, Thomas, Alltagsgeschichte und ihr möglicher Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR, in: Bessel, Richard/Jessen, Ralph (Hg.), Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR, Göttingen 1996, S. 298–326.

[26] Dazu siehe Meuschel, Legitimation, S. 10 ff.

[27] Ähnlich wie bei der Entschlüsselung von Symbolen kann sich beispielsweise bei der Rezeption von Sendungen das Gehörte mit Emotionalem aufladen und das Gehäuse des privat Gehörten durchbrechen, etwa bei den Gute-Nacht-Geschichten, in denen der Radioansager dem Kinde im Bett erzählte, »im Kreml brennt noch Licht, dort ist Väterchen Stalin und wacht über Dich«. Zur systematischen Integration und Instrumentalisierung der schulpflichtigen Kinder in das DDR-System siehe Ansorg, Leonore, »Für Frieden und Sozialismus – seid bereit!« Zur politischen Instrumentalisierung der Jungen Pioniere von Beginn ihrer Gründung bis Ende der 1950er Jahre, in: Kocka, Jürgen (Hg.), Historische DDR-Forschung, Aufsätze und Studien (Zeithistorische Studien, Bd. 1), Berlin 1993, S. 169–189.

[28] Das gilt auch für die ansonsten sehr aufschlußreiche Oral-History-Untersuchung von Niethammer/v. Plato/Wierling, Die volkseigene Erfahrung.

– falls nicht überzogen wurde und folglich das Pendel in die entgegengesetzte Richtung umschlug.[29] Doch über die tatsächliche Rezeption der Radiosendungen in der DDR wissen wir noch recht wenig, und auch die vorliegende Studie bietet allenfalls erste Bausteine für eine Nutzungs- und Wirkungsgeschichte. Jedenfalls sind dies Bausteine, die zu einer unspektakulären Geschichte der DDR und der DDR-Geschichtsschreibung gehören – im Unterschied zur Konzeption von Mitter und Wolle, die ihre DDR-Geschichte um die einschlägigen politischen Krisenmomente – 1953, 1956, 1961 und 1968 – gruppierten.[30] Das Unspektakuläre hängt nicht zuletzt an den von uns ausgewählten Untersuchungsbereichen: Unterhaltung und Geschlechterkonstruktionen.

Unterhaltung und Geschlechterkonstruktionen

Die Ausdifferenzierung der Forschung zum Nationalsozialismus hat den Blick auf das scheinbar Unpolitische als Transmissionsriemen zwischen Staat und Gesellschaft gelenkt. Das war offensichtlich erst dann möglich, als wesentliche Aspekte von Herrschaftsstrukturen, Ideologie und Politik erforscht waren. Naheliegend ist – und hier ordnet sich auch die vorliegende Studie über Unterhaltung ein –, die Erkenntnis über die Bedeutung des scheinbar Unpolitischen für das Verständnis der Herrschaftspraxis auch auf die DDR zu beziehen. Dieser Ansatz entspringt der Intention der Forscherinnengruppe, die DDR – ähnlich wie das NS-System – nicht nur als Repressionssystem zu untersuchen, sondern auch als ein Herrschaftssystem mit jeweils system-, medien- und zeitspezifischen Integrationsangeboten und als ein breit angelegtes Interaktionssystem. Allerdings existiert für die DDR-Geschichte, im Unterschied zum Dritten Reich, nicht ein vergleichbar gesichertes Forschungsterrain, ein Problem, das zur Zeit nicht lösbar und nur zu verringern ist, wenn die gewonnenen Erkenntnisse über die DDR in einer gewissen Vorläufigkeit und mit Sensibilität formuliert werden.

Zum scheinbar Unpolitischen gehörte die Radio-Unterhaltung. Die DDR tat sich, so eine These, mit Unterhaltung schwerer als die Nationalsozialisten. Der »heitere Mensch« war für die DDR kein Leitbild, statt dessen das einsichtsvolle Individuum, das zu seinen Einsichten durch »Aufklärung«, Erziehung und Überzeugung gelangt. Im Selbstverständnis der Herrschenden beruhte der Kommunismus auf einer historischen Zwangsläufigkeit und seine Verwirklichung gestaltete sich als eine zutiefst ernsthafte Angelegenheit. Wie, so ist zu fragen, sollten Radiosendungen der Vergemeinschaftung, nun im Zeichen der »sozialistischen Gesellschaft«, sowie der Identitätsbildung dienen?[31] Untersucht werden soll, wie sich die politisch-gesellschaftlichen Grundmaximen auf die Programmstruktur im allgemeinen und in einzelnen, exemplarisch ausgesuchten Unterhaltungssendungen niedergeschlagen haben und welche Probleme sich mit einem Publikum ergaben, das – wie schon erwähnt – zum einen seine mediale Radiosozialisation weitgehend im Dritten Reich erfahren hatte, zum andern auf Westsender ausweichen konnte.

Ein anderes Problem stellte sich für die Medienpolitiker im Zusammenhang mit dem in den frühen fünfziger Jahren und dann wieder in der Phase zwischen 1958 und 1965 forcierten Kampf gegen »Formalismus«, »Kosmopolitismus« und »Dekadenz«. Als Alternative wurde bekanntlich die Hinwendung zum »sozialistischen Realismus« propagiert – nach dem Vorbild der Sowjetunion in der Zeit nach 1932. Nicht aufgenommen wurde hingegen die Tradition, die auf die avantgardistische Experimentierphase der kommunistischen Bewegung der zwanziger Jahre zurückführte. Auf der Suche nach einer neuen, historisch fundierten nationalen Identität des jungen Teilstaates, der Wiederherstellung einer humanistischen Grundsubstanz und eines Sozialismus mit »gesamtdeutscher« Perspektive, kam zudem im Rahmen eines DDR-spezifischen musealen Traditions- und Erbeverständnisses die Weimarer Klassik zum Zuge.[32]

[29] Allgemein zu Wiederholungen von Botschaften vgl. Eco, Umberto, Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt/M. 1986, S. 78.

[30] Mitter, Armin/Wolle, Stephan, Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte, München 1993.

[31] Wir wissen auch, daß das Radio in der Zwischenkriegszeit in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten eine bedeutsame Rolle gespielt hat, wenn es galt, eine nationsweite »imagined community« zu schaffen. Dazu siehe Moores, Shaun, Interpreting Audiences, Ethnography of Media Consumption, London, Thousand Oaks, New Dehli 1995 (2. Aufl.), S. 87; Baughman, James L., The Republic of Mass Culture, Baltimore, London 1992, S. 16 f.; Cardiff, David/Scannell, Paddy, Broadcasting and national unity, in: Curran, James/Smith, Anthony/Wingate, Pauline (Hg.), Impacts and influences, essays on media power in the twentieth century, London, New York 1987, S. 157–173; allgemein: Hobsbawm, Eric, Introduction: Inventing Traditions, in: ders./Ranger, Terrence (Hg.), The Invention of Tradition, Cambridge u. a. 1983, S. 1–15.

[32] Näheres dazu: Erbe, Günter, Geschmack an der »Dekadenz«. Wandlungen im literarischen und kulturellen Traditionsverständnis, in: Glaeßner, Gert-Joachim (Hg.), Die

Während die erste Welle der Etablierung einer vormundschaftlichen Kultur- und Kunstpolitik noch ganz der Aufbau- und Orientierungsphase der DDR zuzurechnen ist,[33] erscheint die zweite Phase der Kulturoffensive am Ende der fünfziger Jahre als Versuch einer Kulturrevolution von oben. Unter der von Alfred Kurella geleiteten Kultur-Kommission beim Politbüro der SED (1957–1962) galten Kunst und Kultur nun wieder verstärkt als »Waffe im Klassenkampf«. Die Waffe richtete sich gegen die moderne Kunst, die als Verfall und Zersetzung von Moral und Humanismus gedeutet wurde. Auf Unterstützung in der Bevölkerung konnte diese Art Kulturpolitik bei all jenen stoßen, deren ästhetischer Habitus vom älteren Kulturkonservatismus und von der NS-Kulturpolitik geprägt worden war. Die Waffe im Klassenkampf bezog sich nicht zuletzt auf die Massenmedien im allgemeinen und auf die Unterhaltungsbranche im besonderen. Der Unterhaltungsbranche wurde nämlich nachgesagt, daß sie angeblich kritiklos die »westlichen Moden« übernehme.[34] Am Ende der fünfziger Jahre sollte schließlich im »Bitterfelder Weg« die Volksverbundenheit von Kunst und Literatur auf sozialistischer Basis praktiziert werden. Sozialistische kulturtheoretische Traditionen aufgreifend, wurde auf der im April 1959 durchgeführten »Bitterfelder Konferenz« geplant, die Umsetzung der »sozialistischen Kulturrevolution« im literarischen Bereich auf zwei Wegen anzugehen. Zum einen sollten die Schriftsteller in die Betriebe gehen und mit den Brigaden zusammenarbeiten und zum anderen waren die ArbeiterInnen aufgerufen, selbst zur Feder zu greifen.

DDR in der Ära Honecker. Politik – Kultur – Gesellschaft, Opladen 1988, S. 656–674, hier S. 658 ff.

[33] Vgl. Börner, Sylvia, Die Kunstdebatten 1945 bis 1955 in Ostdeutschland als Faktoren ästhetischer Theoriebildungsprozesse, Frankfurt/M. 1993, bes. S. 111 ff. Im Vergleich zu späteren Phasen gilt die Zeit zwischen 1945 und 1949 als eine eher offene Phase. Zu Langzeitperspektiven über kulturelle Konzeptionen und Praktiken vom Kaiserreich bis in die beiden deutschen Staaten nach 1945 siehe Saldern, Adelheid von, »Kunst für's Volk«. Vom Kulturkonservatismus zur nationalsozialistischen Kulturpolitik, in: Welzer, Harald (Hg.), Das Gedächtnis der Bilder. Ästhetik und Nationalsozialismus, Tübingen 1995, S. 45–104, hier S. 82 f.

[34] Barck, Simone, Das Dekadenz-Verdikt. Zur Konjunktur eines kulturpolitischen »Kampfkonzepts« Ende der 1950er Jahre bis Mitte der 1960er Jahre, in: Kocka, Historische DDR-Forschung, S. 327–344, hier S. 330 f. und ders., Nationalsozialismus und SED-Diktatur in vergleichender Perspektive, in: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. vom Deutschen Bundestag, Bd. IX, Baden-Baden 1995, S. 588–597.

Das sind wichtige Eckpunkte jener Hintergrundfolie, auf der sich die vorliegende Studie über Medienkultur einordnen läßt. Es wird zu zeigen sein, ob und gegebenenfalls wie die Medienverantwortlichen von ihren anfänglichen Auffassungen über das Profil des Mediums Radio abrücken und dem Bedürfnis der Bevölkerung nach mehr Unterhaltung nachkommen mußten, ohne die eigentlichen Ziele aufgeben zu wollen.[35]

In der Analyse der Unterhaltungssendungen sollen zudem die medial vermittelten Zuschreibungen von Weiblichkeit und Männlichkeit herausgearbeitet werden, begleitet von der Frage, ob und wie geschlechterspezifische Ungleichheiten und gesellschaftliche Positionierungen von Frauen und Männern in Radiosendungen zum Ausdruck kamen. In der DDR wurde bekanntlich die verfassungsmäßige und arbeitspolitische Gleichstellung von Frauen und Männern vorgenommen sowie die weibliche Erwerbstätigkeit durchgesetzt. Geschlechterspezifische Hierarchisierungen in Betrieben sowie im Politik- und Öffentlichkeitsbereich blieben gleichwohl bestehen, die sich, wie gezeigt werden soll, auch in der Personalstruktur und in den Medienangeboten niederschlugen. Außerhäusliche weibliche Erwerbstätigkeit, auch von Müttern, wurde, im Unterschied zur Bundesrepublik, zum gesellschaftlichen Leitbild und offiziell als Inkarnation dessen, was unter Frauenemanzipation zu verstehen sei, präsentiert. Es wird zu verfolgen sein, ob und gegebenenfalls wie sich solche normativen Vorgaben und Veränderungen der sozialen Wirklichkeit in den angebotenen Hörbildern niedergeschlagen haben, etwa die materielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Frauen, ferner die aktive Teilnahme an gesellschaftlicher und öffentlicher Arbeit. Wie wurde im Vergleich dazu »Privatarbeit« im Haushalt und die damit verbundene Doppelbelastung von Frauen medial dargestellt? Welche Werte und Normen wurden vermittelt? Welche Geschlechtervorstellungen dominierten? Welche Bilder wurden von den Geschlechtern und den verschiedenen Inhalten und Formen von Arbeit präsentiert? Hielten sich noch immer die tradierten Männer- und Frauenbilder?[36] Wenn ja, wie erklärt sich dieses Beharrungs-

[35] Dazu siehe auch Müller, Silvia, Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED, in: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. vom Deutschen Bundestag, Bd. II, 4, Baden-Baden 1995, S. 2287–2326, hier S. 2302 f.

[36] Saldern, Adelheid von, Radio, Geschlechterrollen und Mentalitäten. Sozialkulturelle Streiflichter aus der DDR der fünfziger Jahre (unveröff. Vortragsmanuskript 1995).

vermögen? Welchem Zweck, so wird weiter zu fragen sein, diente das etwaige Festhalten an Stereotypen, in denen gewohnte Geschlechterkonstruktionen transportiert wurden? Gab es auch neue Geschlechterbilder und Mischungen zwischen alten und neuen Bildern? Kann man in diesem Zusammenhang von DDR-Spezifika sprechen? Welche Rolle spielten bei der medialen Vermittlung von Geschlechterbildern die Zielgruppensendungen in einer »klassenlosen Gesellschaft von Werktätigen«?

Vergleiche

Forschungen über Gesellschaften in Diktaturen sehen sich mit Ansätzen konfrontiert, die im Zuge der zeitgeschichtlichen Wende von 1989 aktualisiert wurden. Dazu gehört der öffentliche Rückgriff auf die Totalitarismustheorie und ihrem vergleichenden Ansatz. Auf der Bühne der politischen Auseinandersetzung wird die Totalitarismustheorie – ähnlich wie im Kalten Krieg – heute erneut präsentiert und dabei in unterschiedlicher Weise instrumentalisiert: Für die einen bedeutet der Rückgriff auf dieses politikwissenschaftliche Modell die Kampfansage gegen die »Linken« oder diejenigen BürgerInnen der ehemaligen DDR, die nach 1989 das DDR-Regime angeblich oder tatsächlich »schönreden«. Andere, vor allem die Verfolgten des Stalinismus, wollen durch die Gleichsetzung des *Archipel Gulag* mit dem Lagersystem des Nationalsozialismus auf ihre eigenen und die Leiden der Millionen Menschen aufmerksam machen, die in den sowjetischen Lagern ihr Leben ließen. Auffällig ist dabei, daß die meisten sich nur pauschal auf Hannah Arendt beziehen, die bekanntlich als eine der ersten dieses Konzept entworfen hatte.[37] Wer sich heute mit ihren Schriften beschäftigt, sieht – ungeachtet aller berechtigten Kritik –, daß einige der von ihr entfalteten Merkmale einer totalitären Herrschaft Erkenntnisse der aktuellen Erfahrungs- und Wahrnehmungsgeschichte vorwegnahmen. Zeitgemäß ist ihre Einsicht, daß gerade der Terror der Regime eine besondere Anziehungskraft entfaltete und daß er für die

[37] Arendt, Hannah, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Frankfurt/M. 1955 (Erstdruck in den USA 1953). Für die deutsche Veröffentlichung hatte Arendt ihren Text noch um das wesentliche Kapitel »Ideologie und Terror: Eine neue Staatsform« erweitert. Typisch für die gegenwärtige Debatte ist auch, daß die Werke von Arendt bisher nicht ins Russische übersetzt worden sind und auch in der ehemaligen DDR nicht rezipiert wurden.

Akzeptanz einer Diktatur von Bedeutung sein kann. Arendt wies zudem darauf hin, daß das Zusammenspiel von Unterordnung der eigenen Person und gleichzeitiger Unterdrückung anderer für die Herrschaftssicherung förderlich war. Weitere Merkmale, so Arendt, lägen im Ausblenden von authentischer Erfahrung und Wirklichkeit; hinzu käme das Gefühl von Verlassenheit, das durch die feste Bindung an das Herrschaftssystem scheinbar aufgehoben werde. In Arendts philosophisch-politischen Überlegungen zu den beiden diktatorischen Herrschaftssystemen in diesem Jahrhundert, die sie von allen vorhergehenden diktatorischen Systemen deutlich abgrenzt, sind demnach Fragestellungen enthalten, wie sie auch von der Alltagsgeschichte aufgeworfen worden sind. Vieles von dem, was Hannah Arendt Anfang der fünfziger Jahre auf hohem Abstraktionsniveau gedacht hat, konnte mittlerweile für die Zeit des Nationalsozialismus aufgrund historischer Mikrostudien gefüllt werden. Für die Forschungen über die Herrschaft in den stalinistischen und poststalinistischen Gesellschaften ist dieser Stand noch lange nicht erreicht. Hier können die Fragestellungen Hannah Arendts forschungsrelevante Perspektiven aufzeigen, die explizit normativ aufgeladene Vergleiche oder gar eine Gleichsetzung der beiden Diktaturen hinter sich lassen.

Das Regime in der DDR verlangte von seiner Bevölkerung ebenfalls in hohem Maße die Ausblendung bestimmter Erfahrungen und Wirklichkeiten und rechtfertigte dies mit dem Feindbild der Bundesrepublik und des Westens. Es setzte Rechtstaatlichkeit zugunsten eines angeblich höheren Rechts außer Kraft, und es gab den Menschen, indem es sich als Erbe der antifaschistischen Tradition definierte, ein Gefühl der Überlegenheit. Aber was hieß es für jene Zeitgenossen und Zeitgenossinnnen in der SBZ, die ja das Ende des Dritten Reiches genauso katastrophal erlebten wie die Westdeutschen, daß eine Diktatur auf die andere nahtlos folgte oder, um mit Arendt zu sprechen, daß das »eiserne Band« sehr schnell wieder geschmiedet wurde? Wenn auch die Systeme grundverschieden waren, waren nicht vielleicht gerade in den zutiefst verwobenen Spuren von Wahrnehmung und Erfahrung, in den Schichten hinter den erwarteten und belobigten Verhaltensweisen gewisse Ähnlichkeiten? Diese Beständigkeiten von Mentalitäten aufzuzeigen, bedeutet aber etwas anderes, als die Herrschaftsstrategien unter ein starres Vergleichsgerüst zu zwängen.

So mag eine Re-lektüre der Schriften Hannah Arendts, in denen bereits aufschimmert, daß auch die Herrschaft in totalitären Systemen sich nur dann stabilisieren kann, wenn sie zumindest partiell von den Beherrschten

akzeptiert und getragen wird, ein Raster von Fragestellungen bereitstellen, das sowohl für die DDR als auch für den Nationalsozialismus fruchtbar sein kann.[38] Allerdings bleibt die Frage berechtigt, ob nicht die Folie der Totalitarismustheorie den Blick generell verstellt für den eigentlich notwendigen Dreiecksvergleich, der die Bundesrepublik als den anderen Nachfolgestaat mit einschließen muß. Wie etwa ist zu erklären und einzuordnen, daß in der Adenauer-Ära Demokratie zum Synonym von »Ruhe und Ordnung« wurde? Welche Kontinuitäten des »eisernen Bandes« (Arendt) laufen durch das Dritte Reich in die Bundesrepublik hinein?

Auch wer die Totalitarismustheorie als wenig erkenntnisfördernd betrachtet, muß einsehen, daß vergleichende Ansätze zu den neuen innovativen Trends in der Geschichtswissenschaft gehören. Das gilt auch für die DDR.[39] Am häufigsten wird derzeit die DDR mit dem Dritten Reich verglichen. Ein Vergleich der beiden Diktaturen erweist sich indessen als besonders kompliziert, und zwar nicht nur wegen der fundamental unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Zielsetzungen, sondern auch weil die Entstehungsgeschichte der DDR sich von jener des Dritten Reiches wesentlich unterschied. Die Schwierigkeiten beim Vergleichen verstärken sich zudem auf Grund der höchst unterschiedlichen Zeitdauer der Regime. Anders als das »Tausendjährige Reich«, das »nur« zwölf Jahre währte, bestand die DDR vier Jahrzehnte. Selbst der Zeitraum, welcher der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, umfaßt – bezieht man die Phase der SBZ mit ein – mehr Jahre, als das Dritte Reich dauerte. Im Unterschied zum NS-Staat blieb außerdem die DDR ein »Trabantenstaat« und fest in einem politischen und wirtschaftlichen Staatenverbund integriert.

Erschwert wird jeglicher Vergleich auch dadurch, daß vieles, was auf den ersten Blick systemspezifisch erscheint, eher zeitspezifisch oder medienspezifisch bzw. eine Mischung von beidem war. So drückten beispielsweise die Auseinandersetzungen um die Unterhaltungsprogramme in der DDR nicht nur die Konflikte zwischen PolitikerInnen und HörerInnen

[38] Dazu siehe vor allem Kershaw, Ian, Totalitarism revisited: Nazism and Stalinism in Comparative Perspektive, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Bd. 23 (1994), S. 23–41. Kershaw, der ebenfalls den eingeschränkten heuristischen Wert der Totalitarismustheorie betont, sieht allenfalls in zwei Bereichen weiterführende Ansätze: »total claim« and »structurelessness«, S. 34 ff.

[39] Kocka, Jürgen, Die Geschichte der DDR als Forschungsproblem. Einleitung, in: ders., Historische DDR-Forschung, S. 9–26, hier S. 15 f.

(siehe unten), sondern auch einen Generationenkonflikt aus, ähnlich wie in der Debatte um den Rock'n Roll in der Bundesrepublik am Ende der fünfziger Jahre. Zahlreiche Phänomene lassen sich also erst auf der Folie der bundesrepublikanischen Rundfunkgeschichte genauer kennzeichnen.

Bei historischen Vergleichen zwischen dem Dritten Reich und der DDR kommt es zu einem Spannungsverhältnis zwischen einer quellennahen Darstellung und der Anforderung nach systematisch angelegten Vergleichen. Allein die unterschiedliche Quellenüberlieferung für das Dritte Reich und die DDR macht jedoch ein systematisch und stringent angelegtes Untersuchungsmuster obsolet. Die Unterschiedlichkeit in der Schwerpunktsetzung wird in dieser Studie ferner durch den für die jeweilige Zeitphase unterschiedlichen Bedeutungsgrad eines Phänomens nahegelegt. Ein Beispiel: Die Rundfunkschule spielte für die DDR eine wichtige Rolle, während entsprechende erste Ansätze für das Dritte Reich wenig relevant waren. Ein anderes Beispiel: Die Gewöhnung der Menschen an das Medium Radio vollzog sich vorrangig in den dreißiger Jahren, wird demnach vor allem im Band über das Dritte Reich behandelt, während dieses Thema für die Zeit der DDR in den Hintergrund tritt.

Ob nur gleichartige oder auch unterschiedliche Phänomene miteinander verglichen werden können, hängt von der Fragestellung und vom Erkenntnisinteresse ab.[40] Im ersten Augenblick mag eine Gleichartigkeit des Phänomens besonders zum Vergleichen anregen. Doch ist dies keineswegs zwingend. Wer beispielsweise nach Funktionen fragt, der oder die kann zu dem Ergebnis kommen, daß in dem einen System dem Phänomen x eine bestimmte Funktion zukommt, die im anderen Herrschaftssystem dem Phänomen y zufällt. In diesem Fall handelt es sich um verschiedene Erscheinungen, die jedoch die gleiche oder eine ähnliche Aufgabe erfüllen. Der Blick muß deshalb offen bleiben für mögliche funktionelle Äquiva-

[40] Die Problematik eines Vergleichs zwischen dem NS-Regime und der DDR wird vor allem in der Singularität und Unvergleichbarkeit des Holocaust deutlich, der für das Dritte Reich konstitutiv ist. Vgl. dazu allgemein Kocka, Jürgen, Probleme einer europäischen Geschichte in komparativer Absicht, in: ders., Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 21–29; siehe auch Puhle, Hans-Jürgen, Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers, in: Kocka, Jürgen/Nipperdey, Thomas (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979, S. 127 f.; Haupt, Heinz-Gerhard/Kocka, Jürgen, Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt/M., New York 1986, S. 9–47.

lente oder Substitute. Man muß sich außerdem von der Vorstellung freimachen, daß vergleichen gleichsetzen heißt. Ein Vergleich kann entweder Ähnlichkeiten oder Unterschiede herausarbeiten. Vergleichen bedeutet im Sinne von Marc Bloch, daß sich HistorikerInnen bei ihrer Arbeit des Verstehens und Erklärens historischer Vorgänge eines erweiterten und schärferen Instrumentes bedienen.[41] Das ist vor allem dann relevant, wenn es um zeit- oder systemspezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede menschlicher Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen sowie um Erfahrungspotentiale und deren Niederschlag in diversen Praxisformen geht. Wie schon in anderem Zusammenhang ausgeführt, läßt sich die vorliegende Arbeit jedenfalls nicht in die Tradition der klassischen Totalitarismustheorie einordnen, soweit bei dieser a priori von Ähnlichkeiten zweier oder mehrerer Systeme im Hinblick auf deren Formensprache ausgegangen wird und soweit ein totalitärer Herrschaftsanspruch unter der Hand zur Wirklichkeit avanciert, wenn also ein konzeptionell recht eingeschränktes Verständnis von Vergleichen und Begriffen vorherrscht.[42]

Im Unterschied dazu könnte die in dieser Arbeit anvisierte Art des Vergleichens als »offener Vergleich« gekennzeichnet werden, der vorschnelle Gleichsetzungen zu vermeiden trachtet. Deshalb wird auch darauf verzichtet, einen vom Untersuchungsgegenstand losgelösten Überblick über Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen beiden Systemen zu geben.[43] Außerdem fehlt für den hier zu analysierenden Bereich noch eine wichtige Voraussetzung des Vergleichens: die Analyse der Bundesrepublik der fünfziger Jahre. DDR und Bundesrepublik erwuchsen beide aus dem »negativen Erbe« (Jean Amery) des Dritten Reiches und entwickelten unterschiedliche Gesellschaftssysteme, deren Repräsentanten

[41] Bloch, Marc, Pour une histoire comparée des societées européennes (1928), in: ders., Melanges historiques, Bd. 1, Paris 1983, S. 17.

[42] Ein solcher Vergleich beruht auf »bewußt von außen angelegte Parameter« und ist »von einer phänomenologischen Methode her geschrieben.« Hildebrand, Klaus, Stufen der Totalitarismusforschung, in: Politische Vierteljahresschrift, 9. Jg. (1968), H. 3, S. 397–422, hier S. 406 f. Grundlegend: Friedrich, Carl J., Totalitäre Diktatur, o. O. 1957. Zum Zusammenhang von Totalitarismustheorie und DDR-Forschung äußerst sich mit guten Argumenten kritisch Fulbrook, Mary, Methodologische Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR, in: Bessel/Jessen (Hg.), Die Grenzen der Diktatur, S. 274–298, hier S. 282 f. sowie Kershaw, Totalitarism, passim.

[43] Dazu siehe vor allem Kocka, Jürgen, Nationalsozialismus und SED-Diktatur.

sich in einer Kultur des Kalten Krieges gegenüberstanden.[44] Der Dreiecksvergleich ist schon deshalb an sich notwendig, weil sonst schwer herauszuarbeiten ist, ob ein Phänomen oder ein Sachverhalt mehr system- oder mehr zeitspezifischen Charakter hat.[45] Vieles, was auf den ersten Blick DDR-typisch erscheinen mag, war eher zeit- als systemspezifisch oder auch eine Mischung von beidem und dürfte nicht zuletzt aus der permanenten Konkurrenzsituation mit dem Westen zu erklären sein.

Die vorliegende Studie ordnet sich schließlich in eine neuere Forschungsrichtung ein, bei der die Phase von 1930 bis 1960, also der Zeitraum einschließlich der NS-Herrschaft, im Längsschnitt analysiert wird.[46] Dabei wird die klassische Frage nach Kontinuitäten und Brüchen im Hinblick auf die Modernisierung der Gesellschaft überdacht und erhält erneutes Gewicht.[47] Allerdings ist darauf zu achten, daß die Systemspezifika nicht unter den Tisch fallen und daß das Nachzeichnen langfristiger Entwicklungsverläufe nicht zu einem Verschwinden der Akteure und ihrer Intentionen führt.[48] Obwohl das Radio sich gleichzeitig in allen

[44] Von einer Kultur des Kalten Krieges kann deshalb gesprochen werden, weil die Feindschaft zwischen den beiden Regimen sowohl die politische Kultur als auch die Alltagskulturen in beiden Ländern bestimmte.

[45] Siehe dazu Kocka, Jürgen, Die Geschichte der DDR als Forschungsproblem, S. 9–26, hier S. 15; Fulbrook, Mary, The Two Germanies 1945–1990. Problems of Interpretation, London 1992; dies., The Divided Nation. A History of Germany 1918–1990, Oxford 1992.

[46] Dazu siehe den ersten Band unseres Projektes.

[47] Vgl. zum Periodisierungskonzept Frese, Matthias/Prinz, Michael (Hg.), Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 18), Paderborn 1996. Unter methodisch-konzeptionellen Gesichtspunkten gleich wichtig wäre deshalb ein nationenübergreifender Vergleich, der allerdings hier nicht geleistet werden kann.

[48] So spricht Erhard Schütz im Zusammenhang mit der Radioentwicklung gezielt von einer »medialen Modernisierung im Nationalsozialismus«. Schütz, Erhard, Das »Dritte Reich« als Mediendiktatur: Medienpolitik und Modernisierung in Deutschland 1933–1945, in: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur, 87. Jg. (1995), H. 2, S. 129–150, hier S. 147 f. Auf die kontrovers geführte Diskussion, ob und, wenn ja, inwiefern das Dritte Reich die Modernisierung vorangetrieben hat, soll hier nicht näher eingegangen werden. Stattdessen sei verwiesen auf Marßolek, Inge, Der Nationalsozialismus und der Januskopf der Moderne, in: Bajohr, Frank (Hg.), Norddeutschland im Nationalsozialismus, Hamburg 1993, S. 312–335; vgl. auch im Hinblick auf diverse Interpretationen Faulenbach, Bernd, Die doppelte »Vergangenheitsbewältigung«. Nationalsozialismus und Stalinismus als Herausforderungen zeithistorischer Forschung und politischer Kultur, in: Danyel, Die geteilte Vergangenheit, S. 107–125, hier S. 109 ff.

industrialisierten Ländern ausbreitete, wenn auch mit unterschiedlichem Tempo, war in Deutschland seine Erfolgsgeschichte als Massenmedium unlösbar mit dem Nationalsozialismus verknüpft.[49] Medien-, zeit- und systemspezifische Komponenten verschränkten sich. Daher muß versucht werden, die jeweils systemspezifischen Merkmale auf dem Hintergrund der allgemeintypischen, das heißt der zeit- und medienspezifischen Rundfunkentwicklung aufzuzeigen.

Forschungsstand

So intensiv die Forschung über die DDR an vielen Orten im In- und Ausland vorangetrieben wird, so sind die Ergebnisse noch überschaubar. Die neuen Forschungstendenzen gehen dahin, von einer rein institutionellen Herrschaftsgeschichte Abstand zu nehmen. Statt dessen soll Herrschaft im sozialgeschichtlichen Kontext untersucht werden. Mit Recht erhofft man sich – quasi als analytische Rücklaufeffekte – dadurch auch ein differenzierteres und tieferes Verständnis für Herrschaft und Planung als soziale Prozesse. Die Hinwendung zu mehr sozialgeschichtlichen Fragestellungen bringt zwangsläufig die Gesellschaft stärker ins Blickfeld. Trotz aller Tendenzen zur Homogenisierung blieb die DDR-Gesellschaft vielfältig differenziert. Differenzierungen lassen sich nicht nur als subtile, gleichwohl wirksame Unterschiede in den Lebenslagen und Lebensweisen der Menschen ausmachen, sondern vor allem in Form der recht unterschiedlichen Positionierung der Menschen im Netzwerk von Macht und Beziehung, wenn es beispielsweise um die Erlangung knapper Ressourcen oder um Karrieren ging.[50] Bourdieu regt dementsprechend an, das von ihm entwickelte Konzept der verschiedenen Kapitalsorten und seiner wechselseitigen Transformierbarkeit auf die DDR-Gesellschaft dergestalt anzuwenden, daß dem politischen Kapital besondere Aufmerksamkeit

[49] Vgl. Wagenführ, Kurt (Hg.), Jahrbuch Weltrundfunk 1937/38, Heidelberg, Berlin 1938. Zur Entwicklung der Forschung über den Nationalsozialismus unter radiohistoriographischen Gesichtspunkten siehe für das Dritte Reich, Marßolek, Inge/Saldern, Adelheid von, Radio und NS-Gesellschaft. Prolegomena zu einer Rundfunkgeschichte als Sozial- und Kulturgeschichte, in: Buchholz, Marlis/Füllberg-Stolberg/Schmid, Hans-Dieter (Hg.), Nationalsozialismus und Region. Festschrift für Herbert Obenaus zum 65. Geburtstag, Bielefeld 1996, S. 277–295.

[50] Siehe dazu vor allem die an anderer Stelle zitierten Forschungen des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam.

geschenkt wird: »Wenn die anderen Formen der Akkumulation mehr oder minder vollständig unter Kontrolle sind, wird das politische Kapital zum wesentlichen Differenzierungsprinzip.«[51] Von solchen und anderen neueren Zugriffen auf die DDR-Geschichte[52] hat die DDR-Mediengeschichte noch kaum profitieren können. Auch die Integration der DDR-Massenmedien in die politische Sozialisationsforschung, die selbst als Thema der politischen Kulturforschung aufzufassen ist, ist bisher noch nicht sehr weit über die Ebene des Forschungspostulats hinausgekommen.[53] Das gleiche gilt für alltags- und kulturgeschichtliche Forschungen im Zusammenhang mit Mediennutzungen, Sinnstiftungen, Deutungsmustern etc.[54] Auch die Geschichte der Aneignung des Radioapparates in den Wohnungen und in den Familien ist noch nicht ausreichend erforscht worden.

Die derzeitige Forschung über DDR-Medien, inklusive Rundfunk, ist derzeit noch fast ausschließlich von älteren Arbeiten aus der Zeit vor der Vereinigung geprägt. Hervorzuheben sind insbesondere die Studien von Rolf Geserick,[55] Gunter Holzweißig[56] und Heide Riedel.[57] Geserick geht es in seiner Arbeit um »die Beziehungen zwischen den wissenschaftlichen Grundlagen der Kommunikationspolitik, dem politischen Lenkungs-

[51] Bourdieu, Pierre, Politisches Kapital als Differenzierungsprinzip im Staatssozialismus, in: ders., Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991, S. 41–67, hier S. 37.

[52] Vgl. zum Beispiel auch die vielen weiterführenden Überlegungen in Joas/Kohli, Zusammenbruch. Die Überlegungen sind allerdings meist vom Ende der DDR-Herrschaft her konzipiert und deswegen nur bedingt oder teilweise auf die hier zu behandelnde erste Phase der DDR-Geschichte, die im allgemeinen von 1949 bis 1961, also bis zum Mauerbau, angesetzt wird, übertragbar. Zur Phaseneinteilung siehe Kocka, Jürgen, Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart, Göttingen 1995, S. 112.

[53] Lemke, Christiane, Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR, Opladen 1991, vor allem S. 187–198.

[54] Eine Ausnahme ist Blaum, Verena, Kunst und Politik im SONNTAG 1946–1958. Eine historische Inhaltsanalyse zum deutschen Journalismus der Nachkriegsjahre, Köln 1992. Zu nennen ist auch ein Projekt von Christoph Classen (Potsdam, Zentrum für Zeithistorische Forschung) über die Behandlung geschichtlicher Themen im DDR-Rundfunk. Vgl. Classen, Christoph, »Guten Abend und auf Wiederhören.« Faschismus und Antifaschismus in Hörfunkkommentaren der frühen DDR, in: Sabrow, Martin (Hg.), Verwaltete Vergangenheit. Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR, Leipzig 1997, S. 237–259.

[55] Geserick, Rolf, 40 Jahre Presse, Rundfunk und Kommunikationspolitik in der DDR, München 1989.

[56] Holzweißig, Gunter, Massenmedien in der DDR, Berlin 1989.

[57] Riedel, Heide, Hörfunk und Fernsehen in der DDR. Funktion, Struktur und Programm des Rundfunks in der DDR, Berlin 1977.

und Planungssystem sowie den Organisationsformen und Inhalten der öffentlichen Kommunikation in der DDR«.[58] Holzweißig unterbreitete im Jahre 1989 eine zweite, völlig überarbeitete Auflage seines Taschenbuches über die DDR-Massenmedien. Sein Nutzen besteht in der Vermittlung eines ersten Überblicks. Da die gesamte Medienpolitik sowie die diversen DDR-Medien ins Blickfeld rücken, werden dem Rundfunk nur wenige Seiten gewidmet. Riedel zeigt die Geschichte und Struktur des DDR-Rundfunks im politischen Kontext auf. Schwerpunkte liegen auf der Eingliederung des Rundfunks in den Staatsapparat, auf einer Programmanalyse der einzelnen Sender sowie auf der journalistischen Ausbildung. Schließlich stellt die Autorin Überlegungen zum etwaigen Erfolg sozialistischer Agitation an. Über den Stand der westdeutschen Forschung zur DDR-Mediengeschichte kurz vor der Vereinigung informiert der 1988 erschienene Sammelband »Publizistik und Journalistik in der DDR«. Hierin thematisiert insbesondere Wilfried Scharf die wissenschaftliche Behandlung der DDR-Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland.[59] Scharf konstatiert drei wesentliche Merkmale bei der Erforschung der DDR-Medien. Erstens würden die Forscher häufig ohne genaue wechselseitige Kenntnis der jeweiligen Vorhaben arbeiten, zweitens werde in den Untersuchungen die Unterhaltungsfunktion der Massenmedien stark vernachlässigt und drittens gebe es nichts über Medienwirkungen, weil keine Befragungen durchgeführt werden könnten. Viertens, so können wir hinzufügen, fehlen im Spektrum der Autorenschaft Historiker und Historikerinnen. Das Feld wird allein von MedienwissenschaftlerInnen beherrscht.

Am meisten interessierte die westdeutschen Autoren verständlicherweise die Medienlenkung in der DDR. Erste Arbeiten entstanden schon in den fünfziger und sechziger Jahren, deren Aufzählung man in jüngeren Studien, wie der von Geserick, findet. Ein neuerer Aufsatz über dieses Thema stammt von Gunter Holzweißig.[60] Als eine erste offiziöse Bestandsaufnahme nach der Vereinigung können die Materialien der Enquete-Kommission gelten, die vom Deutschen Bundestag herausgegeben wurden. Silvia Müller hat hierin den Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED vorgestellt.[61] Kleinere Beiträge zu Einzelthemen erschienen in den Zeitschriften *Rundfunk und Fernsehen, Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus* und in *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks*.[62] Von recht eingeschränktem Wert sind die in der DDR verfaßten Studienarbeiten zu diesem Themenbereich, etwa die Arbeit von Lutz Panhans.[63] Erinnerungsaufzeichnungen behalten wegen ihrer subjektiven Deutung von Strukturen und Geschehnissen auch weiterhin ihren Wert.[64]

Während eine neuere Untersuchung von Ellen Bos die Leserbriefe an DDR-Tageszeitungen untersucht,[65] fehlt eine entsprechende Analyse für die Hörerbriefe. Bos analysierte fast 3000 veröffentlichte Leserzuschriften. Sie kommt zu dem Schluß, daß Leserbriefe sich nicht einseitig »auf ihre Funktion als Legitimationsinstrumente der SED« reduzieren lassen. So

[58] Geserick, 40 Jahre Presse.

[59] Geserick, Rolf/Kutsch, Arnulf (Hg.), Publizistik und Journalismus in der DDR. Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff, München etc. 1988; darin: Wilfried Scharf, Zur wissenschaftlichen Behandlung der DDR-Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland: Theoriedefizit, S. 37–61, für das Folgende siehe S. 40.

[60] Holzweißig, Gunter, Medienlenkung in der SBZ/DDR. Zur Tätigkeit der ZK-Abteilung Agitation und der Agitationskommission beim Politbüro der SED, in: Publizistik, 39. Jg. (1994), H. 1, S. 58–72.

[61] Müller, Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument.

[62] Zum Beispiel Schenke, Herribert, Die Ratgebersendungen im Programm von Radio DDR, in: Rundfunk und Fernsehen XXXVI (1986), H. 4, S. 23–26; Hannig, Werner, Zur Herausbildung sozialistischer Wertvorstellungen und Ideale – durch Jugendfernsehen der DDR, in: Rundfunk und Fernsehen, XXXVIII (1988), H. 2, S. 27–32; Moosgraber, Karl-Heinz, Zur Entstehung und zur Wirkungsweise des Landessenders Potsdam, in: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus, 14. Jg (1986), H. 6, S. 392–398. Einiges ist auch aus einer Berichtfolge in den Beiträgen zur Geschichte des Rundfunks zu entnehmen. Für die ersten sechs Folgen seien die Fundorte in Kurzform genannt. Richter, Erich, Entwicklungsetappen des Deutschen Demokratischen Rundfunks, I, II, III, IV, V, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks 4. Jg (1970), H. 2, S. 5–34; H. 3, S. 5–71; H. 4, S. 5–40, 5. Jg. (1971), H. 1, S. 14–51; H. 2; S. 5–46; Bensch, Sergej, Entwicklungsetappen des Deutschen Demokratischen Rundfunks, VI, in: ebd., 5. Jg (1971), H. 3, S. 5–20. Die weiteren Folgen sowie die jeweiligen Untertitel der Aufsätze sind aus dem Literaturverzeichnis zu entnehmen.

[63] Raue, Günter, Geschichte des Journalismus in der DDR (1945–1961), Leipzig 1986. Diese Arbeit bezieht sich aber vor allem auf den Bereich der Presse. Ein anderes Beispiel: Panhans. Lutz, Die Herausbildung des Profils und die Aufgaben von Radio DDR I – ein historischer Abriß von den Anfängen bis zur Gegenwart, Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Journalistik (Masch.schrift) 1982.

[64] Zum Beispiel Kleinert, Wolfgang, Am Puls der Hörer. Erinnerungen an die Anfangszeit von »Radio DDR« vor 20 Jahren, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks, 9. Jg (1976), H. 1, S. 5–13; Duchrow, Lucie, Erinnerungen an den ersten Frauenfunk im Berliner Rundfunk nach 1945, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks, 1. Jg. (1967), H. 1, S. 55–67.

[65] Bos, Ellen, Leserbriefe in Tageszeitungen der DDR. Zur »Massenverbundenheit« der Presse 1949–1989, Opladen 1993.

seien Leserbriefe für die Bürger der DDR auch eine Möglichkeit gewesen, konkrete Mißstände in der Versorgungslage vor Ort anzuprangern. Einen anderen Aspekt der »Massenverbundenheit« greift Sigrun Richter auf. Ihr Buch handelt von den Volkskorrespondenten, die in den fünfziger Jahren und dann wieder in den siebziger und achtziger Jahren als Transmissionsriemen zwischen Medienverantwortlichen und den RezipientInnen einige Bedeutung erlangten.[66] Über die Journalistenausbildung in der DDR informiert überblickartig das Buch von Verena Blaum aus dem Jahre 1979, wobei sie den Hörfunkjournalisten allerdings keine besondere Beachtung schenkt, sondern sich auf die Zeitungsjournalistik konzentriert.[67] Radiounterhaltung wurde in der Forschung zu DDR-Zeiten weitgehend ausgespart. Erst Mitte der achtziger Jahren erfolgte ein kulturwissenschaftlich begründetes Interesse an dem Thema. Helmut Hanke war es vor allem, der für eine »gut gemachte« Unterhaltung plädierte, die wertvoller sei als Unterweisungen und Belehrungen. So könne »ein Schlager, der durch das Volk geht, ... mehr Identität stiften, als das beste Kolloquium«.[68] Andere setzten hingegen lieber auf die regionalbezogene Brauchtumsförderung, wenn es um neue Formen von Identitätsstärkungen ging.

Die Wende in der Forschung eröffnete bekanntlich den Zugang zu neuen Quellen, die noch für viele Jahre die Forschung befruchten werden. Erste Ergebnisse, die auch schon in die vorliegende Studie Eingang gefunden haben, sind die aufbereiteten *Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur«*, die vom Deutschen Bundestag herausgegeben wurden. Hier ist, außer der schon erwähnten Studie von Silvia Müller, insbesondere der Aufsatz von Ansgar Diller über den Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED zu nennen.[69] Beachtenswert ist auch die 1995 erschienene Arbeit von Thomas Beutelschmidt

[66] Richter, Sigrun, Die Volkskorrespondenten-Bewegung der SED-Bezirkspresse. Theorie, Geschichte und Entwicklung einer Kommunikatorfigur, Frankfurt/M. 1993.

[67] Blaum, Verena, Journalistikwissenschaft in der DDR, Erlangen 1979.

[68] Hanke, Helmut, Massenkultur – populäre Künste – Unterhaltung, in: Informationen der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst. Beilage zur Zeitschrift Unterhaltungskunst, 3 (1986), S. 1–3, hier: S. 2; vgl. auch Wicke, Peter, Populäre Musik. Begriff und Konzept, in: ebd. 1 (1987), S. 1. In diesem Zusammenhang ist auch auf den Arbeitskreis um den Kulturwissenschaftler Dietrich Mühlberg an der Humboldt-Universität zu verweisen.

[69] Bd. II,1 Baden-Baden 1995; S. 1214–1242. Die Titel der anderen Teile sind im Kapitel von Daniela Münkel aufgeführt.

über die Geschichte der Medienkultur in der DDR. Allerdings untersucht der Autor nicht den Hörfunk, sondern Film und Fernsehen.[70]

Für ein breiteres Publikum ist das Begleitbuch zu einer Radio-Ausstellung des Deutschen Rundfunk-Museums vom 25. August bis 31. Januar 1994 gedacht, worin auch kurze Ausführungen über Unterhaltungssendungen im DDR-Rundfunk zu finden sind.[71] Besondere Erwähnung verdient ferner auch das Projekt des Adolf Grimme Instituts mit dem Titel »Deutsche Fremd- und Selbstbilder in den Medien von BRD und DDR«, das ebenfalls recht publikumswirksam angelegt ist,[72] sowie der Aufsatz von Wilfried Rogasch in einem Ausstellungskatalog von 1992.[73]

Über Zielgruppensendungen gibt es noch kaum Untersuchungen. Zu erwähnen ist der Sammelband von Rogge und Jensen über den Kinderfunk.[74] Die Herausgeber gehen dabei von der Existenz spezifischer Jugendkulturen in der DDR aus, und ähnliches gelte in modifizierter Form auch für die Kinder und die Kinderkultur. Über den Jugendsender DT64 existiert zumindest eine Sammlung kleiner analytischer Bausteine.[75] Die Sicht der DDR repräsentiert der 1976 erschienene Sammelband über Massenmedien und ideologische Erziehung der Jugend.[76] Zum Themenkomplex Frauen und Medien in der DDR kann erst auf wenige Arbeiten verwiesen werden. Zu nennen sind insbesondere die Studien von Ina

[70] Beutelschmidt, Thomas, Sozialistische Audiovision. Kulturgeschichte der elektronischen Medien in der DDR, Potsdam 1995.

[71] Riedel, Heide (Hg.), Mit uns zieht die neue Zeit ... 40 Jahre DDR-Medien. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Rundfunk-Museums, 25. August 1993 bis 31. Januar 1994, Berlin 1993.

[72] Zum Beispiel Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Beispiel Leipzig. Die Anfänge des Journalismus in den ersten Nachkriegsjahren, in: Unsere Medien, Unsere Republik 2, 1949, Vergessene Vielfalt, 1 (1992), S. 26–31.

[73] Rogasch, Wilfried, Ätherkrieg über Berlin. Der Rundfunk als Instrument der politischen Propaganda im Kalten Krieg 1945–1961, in: Deutschland im Kalten Krieg 1945–1963. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums 28. August bis 24. November 1992 im Zeughaus Berlin, Berlin 1992, S. 69–84.

[74] Rogge, Jan-Uwe/Jensen, Klaus, Lernen, Helfen, Fleißigsein. Kindermedien und Kinderkultur in der DDR, Köln 1987.

[75] Ulrich, Andreas/Wagner, Jörg (Hg.), DT64. Das Buch zum Jugendradio 1964–1993, Leipzig 1993.

[76] Bisky, Lothar (Hg.), Massenmedien und ideologische Erziehung der Jugend, Berlin 1976.

Merkel,[77] Irene Dölling,[78] Klaus Wilhelm,[79] Daniela Scheel[80] und von Monika Giebas.[81]

Insgesamt zeigt sich, daß nur Merkel und Blaum ihre Untersuchungen speziell auf die fünfziger Jahre konzentrieren. Zudem wurde bisher Mediengeschichte kaum aus einer alltags-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Perspektive heraus bearbeitet. Deshalb begeben sich die Autorinnen der vorliegenden Studie in weiten Teilen der Arbeit auf ein relativ neues und deshalb noch recht »ungesichertes Terrain«.

Aufbau der Arbeit

Das Konzept der Studie basiert auf der Einsicht in die Notwendigkeit, die DDR auf verschiedenen Ebenen zu untersuchen, und dabei womöglich die wechselseitigen Interdependenzen aufzuzeigen. Wenn auch bei weitem nicht ausgelotet, so werden für den Bereich der Medien gleichwohl erste Ergebnisse erzielt über die sich in Institutionen niederschlagenden Herrschaftskonzeptionen als auch über reale Wirklichkeiten im Umgang mit den Medien. So wichtig die Rekonstruktion des Herrschaftsapparates für die DDR-Geschichte ist, so gehen die sozialen Wirklichkeiten in ihr nicht auf. Als eine quasi dritte Ebene ist die mediale Realität angesiedelt, die in eigenwilliger Weise die beiden anderen Ebenen miteinander zu verknüpfen sucht, beziehungsweise als Spannungsverhältnis zwischen den beiden anderen Ebenen angesiedelt ist. Entsprechend der Auffassung, daß jede Ebene mit anderen Methoden untersucht werden muß, werden für die drei Teile auch methodisch diverse Ansätze gewählt. Der erste Teil, der die Institutionen- und Programmgeschichte untersucht, versteht sich in der Überlieferung einer sozial- und strukturgeschichtlichen Analyse. Der zweite, medienwissenschaftliche Teil basiert auf Text- und Diskursanalysen. Der dritte Teil ist stark alltagshistorisch konzipiert und versteht sich als Teil einer noch zu schreibenden Aneignungsgeschichte von »Gebotenem«. Quasi als methodische Querachse, die sich – soweit die Quellen es erlauben – durch alle drei Teile durchzieht, fungiert die Frage nach Geschlecht und dem Prozeß der (re)genderization, das heißt der neuen oder der erneuerten geschlechtlichen Kodierung von Handlungsweisen und Verhaltensformen.

Das DDR-Regime hat, wie anhand der Ausbildung in der Rundfunkschule dargestellt wird, im Spannungsfeld von Kaderpolitik und Professionalisierungsanforderungen, von Herrschaftssicherung und Expertenwissen gehandelt.[82] Zensur und Planerfüllung, Repression und Kontrolle kennzeichneten, wie Daniela Münkel im *ersten Teil* ausführt, die Herrschaftspraxis im DDR-Medienbereich. Münkel geht auch der Frage nach Handlungschancen beziehungsweise Handlungsspielräumen nach, die es näher zu bestimmen gilt. Unter geschlechterspezifischen Aspekten wird zu fragen sein, welche Chancen Männer und Frauen hatten, bestimmte Aufgaben im Rundfunk zu übernehmen, wobei zudem zu untersuchen ist, ob und gegebenenfalls inwiefern eine geschlechterspezifische horizontale Häufung quantitativer Art bei den Aufgabenfeldern und eine vertikale Hierarchisierung bei den Laufbahnmustern in beiden Regimen konstatiert werden kann. Berufssoziologische Bedingungen im historischen Vergleich nachzuzeichnen und dabei die Positionierung der Geschlechter zu bestimmen, ist eine der anstehenden Aufgaben,[83] zu der die vorliegende Studie beitragen wird.

[77] Vor allem: Merkel, Ina, ... und Du, Frau an der Werkbank. Frauen in der DDR der fünfziger Jahre, Berlin 1993.

[78] Dölling, Irene, Continuity and Change in the Media Image of Women: A Look at Illustrations in GDR Periodicals, in: Studies in GDR Culture and Society 9. Selected Papers from the Fourteenth New Hampshire Symposium on the German Democratic Republic, hrsg. von Margy Gerber u. a., Boston, London 1989, S. 131–145; Irene Dölling, Der Mensch und sein Weib. Frauen- und Männerbilder. Geschichtliche Ursprünge und Perspektiven, Berlin 1991, Viertes Kapitel, S. 153–252.

[79] Wilhelm, Klaus, Frauenbilder im Programm des DDR-Fernsehens. Konzepte, Konstruktion und Realität, in: Reimers, Karl Friedrich/Lerch-Stumpf, Monika/Steinmetz, Rüdiger (Hg.), Zweimal Deutschland seit 1945 im Film und Fernsehen, II: Audiovisuelle Medien in der politischen Bildung, München 1985, S. 195–223.

[80] Scheel, Daniela, Zwischen Wertung und Wirkung. DDR-Zeitschriftenprofile 1950–1980, am Beispiel von Geschlechtsrollenproblematik und Frauenleitbild, Köln 1985.

[81] Giebas, Monika, »Die Frau, der Frieden und der Sozialismus«. Erziehungspropaganda oder Emanzipationskampagne, in: Diesener, Gerald/Griese, Rainer (Hg.), Zur Geschichte der Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert, Darmstadt 1996, S. 158–175.

[82] Vgl. dazu auch die ältere Arbeit von Ludz, Peter Christian, Parteielite im Wandel. Funktionsaufbau, Sozialstruktur und Ideologie der SED-Führung. Eine empirisch-systematische Untersuchung, Köln, Opladen 1968, besonders S. 122 ff.

[83] Fröhlich, Romy, Frauen und Mädchen – Nur ein Thema »en vogue«?, in: dies. (Hg.), Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht, Bochum 1992, S. 9–25, hier S. 16. Hier wird auch die Rückständigkeit der deutschen Forschung gegenüber den angelsächsischen Ländern betont.

Zum anderen nimmt Daniela Münkel stichprobenartig die Programmstruktur in den Blick, um die notwendige analytische Grundlage für die folgenden Teile der Arbeit zu schaffen. Mittlerweile gewinnt die Programmgeschichte als Nahtstelle zwischen Produzenten und Rezipienten auch vermehrt bei HistorikerInnen an Interesse.[84] In der Untersuchung werden vor allem Entwicklungen, die auf eine feste Programmstruktur abzielten, sowie etwaige Umschwenkungen im Programm herausgearbeitet. Ferner wird danach gefragt, welchen Platz die für ein allgemeines Publikum gedachten Unterhaltungssendungen einerseits und speziell auf Frauen und Jugendliche ausgerichteten Zielsendungen andererseits im Programm einnahmen.

Im *zweiten* Teil der Studie, der von Monika Pater erarbeitet wurde, stehen Analysen von Rundfunkangeboten im Mittelpunkt, wobei Unterhaltungssendungen und Vorformen von Magazinsendungen, die hauptsächlich Hausfrauen erreicht haben, besonderes Interesse auf sich ziehen. Exemplarisch werden einzelne Sendungen der beiden Typen, nicht zuletzt unter geschlechterspezifischen Aspekten, vergleichend interpretiert.

Unter dem Motto »Viel Ärger mit dem Lachen« steht die beliebte DDR-Sendung *Da lacht der Bär* im Mittelpunkt der Untersuchung über die fünfziger Jahre der DDR, wobei das Geschlechterverhältnis als konstitutives Element medialer Angebote herausgearbeitet wird. Ein weiterer Abschnitt widmet sich den Musiksendungen und dem in ihnen mit der Zeit stärker hervortretenden Liebestraum von Glück und Ferne. Außerdem analysiert Monika Pater Ratgebersendungen, die sich vorwiegend an Frauen richteten, zum Beispiel Sendungen wie *Leitfaden für Ungeübte* oder *Erziehung in Elternhaus und Schule*. Gefragt wird, wie auf unterhaltend-belehrende Art und Weise Verhaltenserwartungen präsentiert wurden. Gefragt wird auch nach Kontinuitäten und Brüchen in den Vorstellungen

[84] Dazu siehe vor allem die Projektgruppe Programmgeschichte: Historische Programmdokumentation – ein Projekt des Deutschen Rundfunkarchivs, in: Rundfunk und Fernsehen, 32. Jg. (1984), H. 1, S. 97–111; allgemein: Hickethier, Knut, Hohlwege und Saumpfade. Unterwegs zu einer Programmgeschichte, in: Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.), Wege zur Kommunikationsgeschichte (Schriftenreihe der deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 13), München 1987, S. 389–412; zu nennen ist auch das von der Volkswagen-Stiftung finanzierte Projekt »Der deutsche Rundfunk und seine Hörer«. Rundfunkpolitik, Rundfunkprogramm und Hörerinteressen in deutschen Diktaturen und Demokratien 1923/24 bis 1961, das von Konrad Dussel bearbeitet wird.

über die Geschlechterordnung sowie in den Frauen- und Männerbildern. Paters Kapitelüberschriften wie *Neues Selbstbewußtsein in alten Bahnen, Neue Pflichten – Neue Rechte, »Es gibt nichts Schöneres für einen Mann, als schaffen zu dürfen«* oder *»Gut Ingeleine«*, um nur einige zu nennen, lassen auf eine DDR-spezifische Mischung von Tradition und Umbruch schließen, die eben auch in Radiotexten ihren Niederschlag gefunden haben.

Der *dritte Teil*, der von Uta C. Schmidt verfaßt wurde, nimmt die Hörerinnen und Hörer in den Blick und dokumentiert auf dieser analytischen Ebene die Aneignung des Radioapparates und des Mediums. Schmidt zeichnet für die DDR der fünfziger Jahre eine soziale Topographie des Rundfunkhörens nach, wobei sie ebenso Produktformen wie Verteilungsprobleme in ihre Analyse integriert. Im folgenden Abschnitt stehen Konzept und Realität der »Massenverbundenheit« im Zentrum, vor allem Öffentlichkeitsarbeit, Hörerversammlungen und Abhörgemeinschaften, Funkkorrespondenten, Hörerforschung und schließlich die Hörerpost. Insbesondere die Hörerbriefe an den damaligen Rundfunkkommentator Gerhart Eisler werden aus der Perspektive der Briefeschreibenden analysiert, wobei auch der Frage nachgegangen wird, warum mehr Männer Hörerbriefe schrieben als Frauen. Alltagsrelevant und den Unmut der Bevölkerung erregend waren die in der DDR teilweise schlechten Empfangsmöglichkeiten sowie mangelhafte Abstimmungen, Unausgewogenheiten und Wiederholungen im Programm – von den Medienpolitikern trotzig-selbstbewußt aufgefangen in Aussagen wie »Jawohl, der Deutsche Demokratische Rundfunk kann sich hören lassen. Bei ihm spürt man das Leben wie es ist.«[85]

Im Kern der Ausführungen geht es um die private Radionutzung. Nicht berücksichtigt wird das halböffentliche Radiohören in Betrieben und in Großorganisationen, wie Schulen und der FDJ. Dazu bedarf es eigener Untersuchungen, die hier nicht geleistet werden konnten. Ungeachtet der großen sozialen und kulturellen Relevanz, die viele Betriebe in der DDR nicht nur für die Belegschaft, sondern auch für die Familienangehörigen hatten, und ungeachtet der Tatsache, daß das Betriebsradio immer »dazu« gehörte, hätte die Erforschung des betrieblichen Radiohörens einen ganz anderen Quellenzugriff erfordert, der in der zur Ver-

[85] Unser Rundfunk, 24/1953.

fügung stehenden recht begrenzten Zeit nicht hätte bewerkstelligt werden können. Das gleiche gilt für Schule und FDJ.

Zur Quellenlage

Auf Grund der noch am Anfang stehenden Forschung beruht die vorliegende Studie weitgehend auf eigenen Quellenrecherchen. Über die allgemeine rundfunkgeschichtliche Archivlage nach der Vereinigung gibt Joachim Felix Leonhard Auskunft.[86] Deswegen wird im folgenden nur auf die speziell für diese Arbeit benutzten Materialien eingegangen.

Die verwendeten Quellen zeichnen sich durch eine Vielseitigkeit im Hinblick auf Provenienzen und Gattungen aus. Grundlage der Untersuchung bildet eine breitgefächerte Überlieferung: Neben Akten standen Textquellen anderer Art, Schall- und Sachquellen sowie Interviews zur Verfügung.

Zentral für die vorliegende Studie waren die Bestände DR 2 (Ministerium für Volksbildung) und vor allem die äußerst umfassende Überlieferung DR 6 (Staatliches Komitee für Rundfunk) im Bundesarchiv Potsdam. Auch die im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin archivierten Aktenbestände bildeten eine umfangreiche Grundlage für die Studie. Hier sind besonders die Bestände Funkschule, Hauptabteilung Kader/Bildung, Protokolle, diverse Nachlässe von Rundfunkmitarbeitern sowie die breite Überlieferung von Sendemanuskripten zu nennen. Als zusätzliches Material wurden die Protokolle des Politbüros und des Sekretariats des ZK der SED, des Sekretariats des Politbüros und der FDJ in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv herangezogen. Die Akten des Demokratischen Frauenbund Deutschland (DFD) waren für das Thema Frauenfunk leider nicht aussagekräftig. Trotz intensiver Bemühungen konnten Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR erst nach Abschluß des Projektes eingesehen werden.[87] Ergänzt wurden die bisher genannten Aktenüberlieferungen durch Interviews mit ehemaligen MitarbeiterInnen des DDR-Rundfunks. Für den gesamten Untersuchungszeitraum erweiterten solche Erinnerungsberichte und biographischen Aufzeichnungen die Quellenbasis, insbesondere über Arbeitsabläufe und Handlungsspielräume der Rundfunkmacher.

Für die Analyse der Rundfunkangebote stellten die überlieferten Tondokumente im Deutschen Rundfunkarchiv Frankfurt/M. und die Sendemanuskripte in den Archiven einzelner Rundfunkanstalten, der Landesbibliothek Dresden sowie des Deutschen Rundfunkarchivs Berlin eine wichtige Materialbasis ganz anderer Art dar. Diese Materialien haben akustisch wie inhaltlich einen Eindruck davon vermittelt, was der Rundfunk den Hörenden bot. In bezug auf die Rundfunkangebote ergänzten aktuell berichtende Reportagen aus dem DRA Frankfurt/M. die Akten staatlicher und rundfunkinterner Provenienz. Der für die DDR wichtige Schallquellenbestand des ehemaligen RIAS, aufgegangen im Deutschland Radio Berlin, konnte aus senderinternen Gründen nicht im gewünschten Maß in die Untersuchung einbezogen werden. Er stand nur kurze Zeit zum kursorischen Durchhören zur Verfügung.

Als zentral für die vorliegende Untersuchung erwiesen sich darüber hinaus Materialien, die über einzelne Sendungen, das gesamte Programm sowie die Intentionen der Produzenten Auskunft gaben. Dazu gehören auch die in der Rundfunkzeitschrift veröffentlichten Artikel. Die Quellen geben Hinweise auf die diskursiven Regeln, die die öffentliche Wahrnehmung und Rezeption des Rundfunks geprägt haben. Sie verweisen zwar, wenn auch gebrochen, auf soziale Realitäten, aber vor allem auf zeitgenössische Annahmen und Fragen über Stellung und Bedeutung des Radios in der Gesellschaft, wobei auch Vorstellungen über die Geschlechterordnung offenkundig werden.

Die Gebrauchsweisen des Rundfunks erschließen sich in ihrer Alltäglichkeit kaum – und dann eher in einer Gegenlektüre – aus Überlieferungsbeständen staatlicher Provenienz. Deshalb diente ein umfangreicher, gemischter Fundus, bestehend aus Text- und Bild-, Schall- und Sachquellen – von zeitgenössischen Werbeprospekten über Schallplatten mit Schlagern des Tages bis hin zum Gerätebestand des Rundfunkmuseums in Berlin –, als Forschungsmaterial. Er wurde durch eine systematische Auswertung der zeitgenössischen Programmpresse erweitert. Von verstecktem, aber nicht unerheblichem Aussagewert zum Gebrauch des Mediums zeigten sich biographische Aufzeichnungen. Persönliche Erinne-

[86] Leonhard, Joachim-Felix, Programmvermögen und kulturelles Erbe. Die Rundfunkarchive Ost im Deutschen Rundfunkarchiv, in: Deutschland Archiv, 28. Jg. (1995), H. 4, S. 404–410; vgl. auch Fischer, Jörg/Pietrzinsky, Ingrid, »Hier spricht Berlin«. Das Programm des Berliner Rundfunks und seine Überlieferung im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin: in: »Hier spricht Berlin.« Der Neubeginn des Rundfunks in Berlin 1945 (Veröffentlichung des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 1), Potsdam 1995, S. 33–66.

[87] Vgl. Anmerkung 278 im Abschnitt »Produktionssphäre«.

rungen wurden deshalb in Gesprächen mit Radiohörerinnen und -hörern erfragt und bildeten eine weitere Grundlage der vorliegenden Studie.

Zur politischen und kulturellen Polyvalenz des Radios und zu ihren Grenzen.

Ergebnisse und Ausblicke

Adelheid von Saldern, Inge Marßolek, Uta C. Schmidt, Monika Pater, Daniela Münkel

Als »Goebbels-Schnauze« blieb auch nach 1945 das Radio in der Erinnerung der ZeitgenossInnen präsent. Diese Erinnerung wirkte entlastend, konnte doch damit dem Medium eine zentrale Rolle bei der »Verführung der Massen durch eine verbrecherische Clique« zugewiesen werden. Eine Deckerinnerung ganz anderer Art mag auch der über DDR-Zeiten oft gehörte Satz »Wir haben ja nur Westsender gehört« bedeutet haben. Doch kann angenommen werden, daß solche Deckerinnerungen nicht nur auf Grund der selektiven Erinnerungskonstruktionen zustande gekommen sind. Auch der Polyvalenzcharakter bestimmter medialer Angebote einerseits und deren Aneignungsweisen durch die Zuhörenden andererseits mag die Art des Sich-Erinnerns mitgeprägt haben. Erinnert werden aus dem Programmfluß herausragende oder besonders popularisierte Sendungen, wie das *Wunschkonzert* aus der Zeit des Dritten Reiches. Im allgemeinen versickerte indessen die Radiounterhaltung im Gedächtnis der Menschen und verlor ihre systemspezifischen Konturen. Sie galt als unpolitisch – eine Einschätzung, die ebenfalls darauf verweist, daß ihr politischer, genauer ihr herrschaftsbezogener Zusammenhang weder »damals« noch später in der Erinnerung wahrgenommen, geschweige denn verarbeitet wurde. Eine noch zu schreibende Geschichte der Wahrnehmung und Verarbeitung entsprechender Medienangebote müßte auf der Basis von Medienbiographien die komplexen Aneignungsvorgänge genauer beleuchten – unter Einschluß von Prozessen des Erinnerns und Vergessens.

Sozialistische Gesellschaft als DDR-Utopie

Der utopische Entwurf der DDR-Machthaber zielte auf eine neue sozialistische Gesellschaft ab und war fest in den Traditionen der Arbeiterbewegung verhaftet. Im Unterschied zu den Nationalsozialisten, die gerade

den vorgeblich unpolitischen Unterhaltungssektor nutzten, um so die virtuelle »Volksgemeinschaft« zu inszenieren und damit im Medium eine mit dem Regime in Einklang stehende »Normalität« zu erzeugen, taten sich die Verantwortlichen in den Redaktionen schwer, ihren Gesellschaftsentwurf vom Sozialismus medial in eine konstruierte Normalität umzusetzen und so ihre soziale Utopie im Radio zu entwerfen. Die SED-Politiker standen vor der kaum lösbaren Aufgabe, gemäß dem Erziehungs- und Aufklärungsauftrag der SED neue Programminhalte in einem den Kinderschuhen entwachsenen Medium zu entwickeln und dies in Konkurrenz zu den Hörgewohnheiten der Menschen und den hörbaren Sendungen aus der Bundesrepublik.

Daß Unterhaltung für die Akzeptanz einer Gesellschaftsform bedeutsam sein kann, wurde von den Parteipolitikern wenig reflektiert. Das Radio scheint in der DDR zunächst ausschließlich als herrschaftsbezogenes Instrument zur Begründung und Ausgestaltung eines zukunftsfähigen sozialistischen Gesellschaftsentwurfes wahrgenommen worden zu sein. Inszeniert wurde die sozialistische Gesellschaft der DDR in Abgrenzung zur Bundesrepublik sowie unter nationalem Vorzeichen als zukünftig zu vereinendes (sozialistisches) Deutschland. Was im Dritten Reich dem Bestreben geschuldet war, die regionalen Identitäten im Nationalvölkischen aufgehen zu lassen – so die drei männlichen Komiker aus drei verschiedenen Gegenden Deutschlands in der Sendung *Der frohe Samstagnachmittag* –, stand in der DDR-Sendung *Da lacht der Bär* im Zeichen gesamtdeutscher Propaganda – allerdings ohne noch eine Zukunftsvision ausstrahlen zu können. Denn nachdem sich das Leitbild eines vereinten Deutschlands sozialistischer Prägung als immer wirklichkeitsfremder erwiesen hatte, verlor dieses an Glaubwürdigkeit und Anziehungskraft in der Bevölkerung. Übrig blieb allein das dauerhafte Sich-Einrichten im Provisorium »DDR« – oder die Flucht in den Westen.

Auch der medialen Inszenierung neuer Werte und Normen waren enge Grenzen gesetzt: Obwohl die große Kampagne zur Ausbildung *sozialistischer Persönlichkeiten* erst in den späten fünfziger Jahren erfolgte, wurde doch auch schon in den früheren Phasen jenes Jahrzehnts erzieherisch auf die Menschen im Sinne des neuen Gesellschafts- und Staatsprofils eingewirkt. Die neuen Werte und Normen traten vor allem bei den untersuchten Ratgebersendungen zutage. Ihre Einbettung in Unterhaltungssendungen war ein schwieriges Unterfangen. Die DDR-Programmgestalter bezeichneten auch Sendungen mit belehrenden Komponenten als durchaus heiter – im Unterschied zu den Reaktionen des Publikums. Einige in dieser Studie untersuchten Hörfolgen ließen das Bemühen der Verantwortlichen erkennen, zwischen Systeminteressen und Publikumswünschen zu vermitteln. Teilweise führte dies zu dialogisch aufbereiteten und damit dem flüchtigen Charakter des Radios tendenziell gerecht werdenden Texten, doch wirkten diese oft rauh und roh, die Aussagen direkt und unverblümt und der Ton lehrerhaft-besserwisserisch. Wegen der Bevorzugung von aufklärerischen Sendungen mit einem hohen Wortanteil – oft monologisch strukturiert – fielen die Gestalter quasi in die Anfangszeit des Mediums zurück. Mitverursacht wurde dieser »Rückfall« wohl auch durch den heute naiv anmutenden Glauben an die direkte Wirkungskraft der Medien.

Dabei dienten die Versuche zur Vermittlung humanistischer, bildungsbürgerlich-sozialistisch geprägter Werte nicht nur der politischen, sondern auch der Erziehung zum »guten Geschmack«. Mit anspruchsvolleren Sendungen sollte gegen den vielfach als kleinbürgerlich empfundenen Geschmack der Bevölkerung angekämpft werden. Insofern war auch der große Applaus des Publikums für Kompromißsendungen wie *Da lacht der Bär* nicht gern gesehen. Stattdessen galt es, ein höheres Kulturbewußtsein zu entwickeln. In der DDR sollte das allgemeine Publikum aus den Werktätigen in einer egalitär gedachten Gesellschaft bestehen. Angestrebt wurde, daß dieses allgemeine Publikum durch Bildung und Erziehung ein bestimmtes kulturelles Niveau erreiche und daß dies zu einer relativen Vereinheitlichung der kulturellen Bedürfnisse und Wünsche auf gehobenem Niveau führe. Ungeachtet der Tatsache, daß solche Bestrebungen keineswegs stringent-linear verlaufen sind, muß dennoch festgehalten werden, daß diese am Ende unseres Untersuchungszeitraumes im *Bitterfelder Weg* auf die Spitze getrieben wurden und gleichzeitig ein neues Profil gewannen. Ihr Scheitern war für das Regime, aber auch für alle Kulturrevolutionäre, äußerst schmerzhaft. Die Gestaltungskraft im Kulturbereich stieß auf deutlich erkennbare Grenzen. Die Kulturinteressen des Publikums blieben noch immer schichtenmäßig diversifiziert – mehr als ideologisch und kulturpolitisch erwünscht war. Das Radioprogramm wurde schließlich dem Ist-Zustand des noch fortbestehenden kleinbürgerlichen Geschmacks ein Stück weit angepaßt. Ein wenn auch recht begrenztes Abrücken von geschmacklichen »Veredelungsbemühungen« erzwang das Radiopublikum schon 1953. Als sich herausgestellt hatte, daß ein Festhalten an den Erziehungsdogmen zu einem Verlust der eigenen Zuhörer-

schaft führte, setzten sich innerhalb der Sender diejenigen durch, die Zugeständnisse an die Hörgewohnheiten und die Bedürfnisse des Publikums machten. Doch die Situation blieb schwierig. Um beiden Seiten gerecht zu werden, mußten sich die Programmgestalter, bildlich gesprochen, im Spagat üben. Auch wenn die Sendung *Da lacht der Bär* mit den drei Mikrofonisten die nationalsozialistischen drei lustigen Gesellen im *Frohen Samstagnachmittag* tradierte, kann sie inhaltlich als DDR-spezifische Populärkultur gewertet werden. Unter Kulturpolitikern galt sie indessen als den Umständen geschuldeter Kompromiß. Erwünscht war »eigentlich« eine »gute, zeitgemäße«, das heißt eine eigenständige sozialistische Unterhaltungskunst, eine »kulturelle Massenarbeit«, die »echten Frohsinn« erzeuge und eine Lebensweise der Werktätigen schaffe, die der westlichen überlegen sei: so lauteten zumindest die Thesen auf der Kulturkonferenz der SED von 1957. Die HörerInnen der SBZ und später der DDR hatten jedoch auf Grund der Gewöhnung an ein breitgefächertes Unterhaltungsangebot aus der NS-Zeit und wegen der vielseitigen Angebote der Westsender andere Erwartungen an das Programm. Die Wahrnehmungsweisen, Einstellungen und Mentalitäten waren nicht ohne weiteres zu verändern, zumindest nicht kurzfristig. Eine »sozialistische Unterhaltung« – was immer darunter verstanden werden mochte – konnte sich unter diesen Umständen nur schwerlich entwickeln. Stattdessen wäre eine Befriedigung der damals existierenden Unterhaltungs-Hörgewohnheiten mit dem politischen System der DDR, wie auch mit anderen politischen Systemen, an sich durchaus kompatibel gewesen – zumindest bis zu einem gewissen Grad. Diese Möglichkeit nutzte die DDR, wenn auch halbherzig, zumindest bei Schlagern, die von dem »schönsten Mädchen der Welt«, vom »Kuß als Souvenir« oder von der »Prima-Ballerina« seiner Träume handelten. Die Schlager suggerierten allerdings auch in der DDR die Existenz anthropologischer Grundkonstanten – jenseits aller historisch-politischen Entwicklungen und Verhältnisse. Sie können deshalb als Versuche gewertet werden, den Hörvorlieben der Bevölkerung innerhalb bestimmter Grenzen doch Tribut gezahlt zu haben, ohne es wirklich zu wollen. Man kann diese Erscheinung aber auch anders deuten, nämlich als ein Beispiel dafür, daß unter der dirigistisch-zentralistischen Oberfläche unterschiedliche Kräfte wirkten und teilweise auch zum Zuge kamen.

Während sich jedoch in der Bundesrepublik der späten fünfziger Jahre unter dem Einfluß der Jugendkultur und der stärkeren Ausdifferenzierung der Gesellschaft das Rundfunkangebot ebenfalls auszudifferenzieren

begann, erfolgte in der Programmpolitik der DDR entsprechend der stärker sozialismusorientierten kulturpolitischen Leitlinien gerade am Ende der fünfziger Jahre vorübergehend wieder eine striktere Hinwendung zu dem, was die SED als Kultur definierte. Nach dem 17. Juni 1953 waren die Publikumswünsche, so scheint es, mehr berücksichtigt worden als in den späten fünfziger Jahren, was nicht heißt, daß es im Schatten der Bitterfelder Konferenz keine »seichte« Unterhaltung gegeben hätte.

Über die vom Regime zu duldenden Grenzen mußte immer wieder »verhandelt« werden. Doch glich dieses Aushandeln teilweise auch einem Schattenboxen, denn gegen unerwünschte eigensinnige Deutungen des Publikums von Texten ließ sich nichts machen. Auch hier stieß das Regime auf Grenzen. So konnten Sendungen mit hohem belehrenden Wortanteil, wie *Zwei Stunden mit Heinz und Ingeborg*, komisch wirken und bei manchen sensibilisierten Menschen sogar ein Lachen hervorrufen. Lachen war aber in der DDR der fünfziger Jahre, so es spontan war, nicht geheuer und deshalb unerwünscht. Erwünscht war allenfalls ein »gesunder Humor«. Doch wo sollte die Grenze gezogen werden? Die Sendung *Da lacht der Bär* war nicht zuletzt auch deshalb so erfolgreich, weil versucht wurde, Unterhaltung auf der Basis alltäglich erfahrbarer Widersprüche und gesellschaftlicher Reibungsflächen zu erzeugen. Die wenigen Relikte humoristischer Szenen, wie die Vorführung der Floskelsätze bei feierlichen Anlässen, verlockten zum Schmunzeln und zu vielfältigen Assoziationen, die sogar auch zu »widerständigem Vergnügen« führen konnten, vermutlich nicht selten mit einer Distanz zur Herrschaftspräsentation gepaart.

Während ein Großteil des DDR-Rundfunkpublikums die Medienentwicklung im Dritten Reich erlebt hatte, fehlten den in die Sowjetunion emigrierten Rundfunkfunktionären, so ist zu vermuten, die Erfahrungen mit einem Radio, das die Unterhaltungsbedürfnisse der Menschen so professionell befriedigte, wie es der NS-Rundfunk einst getan hatte. Für die Führungsgruppe um Ulbricht blieb das Radio ein Mittel zur Propaganda und ein Instrument zur Bildung eines »richtigen« Bewußtseins, also der ideologischen Schulung und der politischen Sozialisation der Menschen. Das Dilemma für die Führungselite in der DDR der fünfziger Jahre bestand darin, daß der Aufbau des Sozialismus nach Auffassung der Verantwortlichen eine hochernste Angelegenheit war, zu deren Propagierung Unterhaltung nichts wesentliches beitragen konnte.

Ein tieferliegendes Problem bei der Utopiebildung und deren Umsetzung in der DDR stellte die Art der Erfahrungen dar, die die politische

Führungselite der jungen DDR bis dahin gemacht hatte. Sozialisiert in der Kommunistischen Partei der Weimarer Republik, die sich am Ende durch ein rigides Freund-Feind- und Lager-Denken bis hin zu einem gewissen politischen Realitätsverlust auszeichnete, erhielt sie ihre entscheidende politische Prägung später in der Emigration im stalinistischen Rußland. Bis heute kann man allenfalls vermuten, wie sich die dort gemachten Erfahrungen auf die Mentalität der späteren DDR-Führungsschicht ausgewirkt haben, welche Verformungen oder Verkümmerungen ihres Bildes vom sozialistischen Menschen die Folge waren. Deutlich wurden die Nachwirkungen beipielsweise bei den Regularien der Rundfunkschule. In den »Schülerregeln« wurde den angehenden JournalistInnen ein eher kleinbürgerliches, sozialistisch überformtes Menschenbild präsentiert. Zudem forschten Spitzel jegliche Abweichungen von dieser Norm aus, die anschließend von der Schulleitung sanktioniert wurden. Es ging also um die Bekämpfung devianten Verhaltens gegenüber konstruierten Normen, wobei strukturelle und mentale Kontinuitäten als Negativerbe weiterwirkten und die Durchsetzung erleichterten.

Daß die strukturellen und mentalen Kontinuitäten, die die Zeit des Dritten Reiches mit der DDR als einem der beiden Nachfolgestaaten verbanden, in der DDR nicht reflektiert wurden, mag ebenfalls nicht zuletzt eine Folge der Biographien der politischen Führungselite in der DDR gewesen sein: Ein deutscher Kommunist, verfolgt von den Nationalsozialisten, der im Moskauer Exil, vielleicht um selber zu überleben, zum Spitzel wurde an seinen Leidensgefährten, oder der selber inhaftiert und in die *Gulags* verbannt wurde, der dann zurückkehrte und weiterhin nicht nur an der Kommunistischen Partei, sondern auch an Stalin festhielt, wem konnte dieser Mensch, nun selbst zur Führungselite gehörend, noch trauen, welche Spontaneität blieb ihm, welche Sogkraft der sozialistischen Utopie konnte er noch spüren, was sich ausmalen? In der DDR selber war für die Diskussion über Erfahrungen mit dem Stalinismus in der Sowjetunion kein diskursiver Raum geschaffen worden. Nie wurde über die eigenen Erlebnisse gesprochen, nicht einmal im engsten Familienkreise. Auffällig ist, daß der Westemigrant Eisler – ungeachtet des großen Legitimationsdrucks, dem er und andere Westemigranten in der DDR generell ausgesetzt waren – offensichtlich eine Scharnierfunktion zwischen den Hoffnungen der Menschen und der politischen Führung zu übernehmen gewillt war. Er kam beim Hörerpublikum gut an, vielleicht weil dieses spürte, daß dessen Vorstellung von einer sozialistischen Gesellschaft mehr Handlungsräume vorsah, als die Alltagswirklichkeiten der DDR gemeinhin boten.

Rundfunkberuf, Geschlecht, Publikum

Auf der Basis eines relativ starken Elitenaustausches brachte die SED-Regierung schon im Jahre 1950 die Professionalisierung der Journalistenausbildung in Gang. Die Rundfunkschule wurde von Anfang an nach den Vorstellungen der Herrschenden strukturiert und die Professionalisierung mit gezielter Kaderpolitik verbunden. Bereits in der Ausbildungszeit gewährleisteten Ausforschungen und Überprüfungen, daß nur diejenigen überhaupt im Radio tätig werden konnten, die die Gesellschaft im Sinne der SED ausgestalten wollten. Parteimitgliedschaft war nicht unbedingt Voraussetzung. Wer nicht in der SED Mitglied war, wie beispielsweise Heinz Quermann und Gerhard Rentzsch, verfügte über Handlungsspielräume und -chancen, die sogar größer sein konnten als bei einer Parteimitgliedschaft.

SBZ und DDR setzten, nicht zuletzt wegen des Männer- und Nachwuchsmangels, bewußt auf das weibliche Potential. Lange vor den mit Beginn der sechziger Jahre allgemein eingeführten Frauenförderplänen stellten die Verantwortlichen der Rundfunkschule spezielle Frauenförderpläne auf, die den Schülerinnen Arbeitsmöglichkeiten in allen Ressorts und auf allen betrieblichen Entscheidungsebenen erschließen sollten. Trotz dieser Förderung »verirrten« sich im Verlauf der fünfziger Jahre aber nur wenige Frauen in Leitungsfunktionen. Auch die DDR blieb in höheren Chargen eine Männergesellschaft. Männliche Ausgrenzungsstrategien, traditionelle Vorstellungen über den Ort der Geschlechter sowie über die Organisation des Alltags und die daraus resultierende ungleiche Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau blieben offensichtlich nicht ohne Wirkung.

Wie auch in der Bundesrepublik waren in der DDR männliche und weibliche Radiostimmen zu vernehmen, darunter befanden sich einige besonders eindrucks- und wirkungsvolle. Mehr medienspezifisch als DDR-spezifisch bedingt, bedienten diese sich sprachlicher Formen, die Nähe simulierten. Die Radiostimmen redeten mit den Zuhörenden oftmals recht informell, eher in einem privaten Ton; man plauderte – ungeachtet der Belehrungen – leicht dahin im Dialog. Die Stimmen schufen eine Vertrautheit mit dem Hörer oder der Hörerin, suggerierten Lebens-

nähe und die Kenntnis der Alltagssorgen, die häufig seltsam zeitlos wirkten und nur lösbare Probleme beinhalteten. Vorzüglich gelang es insbesondere Gerhart Eisler, »draußen« und »drinnen« medial zu verzwirnen, so wenn er mit einem ganz persönlichen Ton zu den Menschen sprach, als ob er ein guter Freund der Familie sei – ungeachtet der Tatsache, daß er gleichzeitig für das DDR-System agitierte.

Die Faszination der Radiotechnik spielte in der DDR wohl eine geringere Rolle als im Dritten Reich. Das Radio gab nach 1945 nicht mehr das aufmerksamkeitserregende Experimentierfeld ab, das es einst in der Zwischenkriegszeit gewesen war. Nun lenkte das Fernsehen die Blicke der Technikbegeisterten auf sich. Gleichwohl äußerten sich Rundfunkmacher immer wieder mit Stolz darüber, was in der neugegründeten DDR trotz der ökonomischen Probleme des Landes rundfunktechnisch schon wieder möglich sei. Weil die Radiotechnik international gesehen in den fünfziger Jahren entwickelter als in den dreißiger Jahren war, erhöhten sich bei der Zuhörerschaft aber auch die Ansprüche an die Technik. So wurden beispielsweise Probleme, die sich mit der schlechten Qualität des Empfangs von Sendern ergaben, vom Hörerpublikum nicht ohne weiteres mehr akzeptiert.

Was für die Technik gilt, läßt sich auch auf die medialen Angebote übertragen. Trotz der Mangelsituationen kann die Zeit des Zweiten Weltkrieges in gewisser Weise als Wende in der Geschichte des Umgangs der Menschen mit dem Radio und den Radioangeboten gelten. Mediale Ansprüche und Kompetenzen wuchsen, die Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen »Dichtung und Wahrheit« vergrößerten sich. So hätten es die Programmgestalter in der SBZ/DDR der Nachkriegszeit schwer gehabt, analog zur NS-Praxis den Sozialismus als Erlebnis über das Radio zu vermitteln. Doch das lag ihnen auch aus anderen Gründen fern: Die DDR-Kommunisten wollten gar nicht an Unbewußtes und an das Gefühl, sondern an Verstand und Vernunft der ZuhörerInnen anknüpfen, gemischt mit Versprechungen für die glorreich gedachte Zukunft und einseitigen Darstellungen der Leistungen des jungen Staates. Doch die geschärfte Wahrnehmungsweise und die weiter zunehmende Sensibilität der Zuhörenden gegenüber Widersprüchen zwischen Medienrealität und sozialer Realität, etwa im Konsumbereich und in Alltagsfragen, stand dem medialen Herrschaftskonzept entgegen. Beispielsweise lehnten Frauen aufwendige Kochrezepte ab, wenn der dafür erforderliche Wareneinkauf teuer kam. Wenn dazu Waren benötigt wurden, die gar nicht gekauft

werden konnten, wurde das Medium doppelt kritisch taxiert. Schließlich gehörte die selbstbewußte, kritische Rezeption und Aneignung des Mediums durch die Bevölkerung auch zur Vorgeschichte des 17. Juni 1953, jenes Tages, an dem große Teile der »Werktätigen« die Regierung zum Offenbarungseid zwingen wollten.

Da die empirische Sozialforschung in der DDR als »bürgerliche« Untersuchungsmethode diskriminiert wurde, entwickelte man dort eigene Konzepte, dem Hörfunkpublikum näher zu kommen. Abhörgemeinschaften befaßten sich mit bestimmten Sendungen, Funkkorrespondenten sorgten für eine Verbindung mit dem Publikum und erfüllten gleichzeitig politische Beobachtungsaufgaben. Zu diesem Zwecke wertete das Staatliche Rundfunkkomitee auch viele Briefe und Berichte aus. Die in dieser Institution zusammenlaufenden Informationen wurden »zurechtgeschnitten«. Sie wären sicherlich noch mehr manipuliert worden, wenn es nicht auch die Intention gegeben hätte, aus den Schwächen zu lernen, allerdings nur soweit sich dies mit den Parteirichtlinien vertrug und nicht öffentlich gemacht werden mußte. Doch zeigte es sich immer wieder, daß diese Art von Informationsbeschaffung keineswegs eine sich frei artikulierende Öffentlichkeit ersetzen konnte.

Für die Politik der DDR hatte die Familie die wichtige Funktion, als stabiler Bezugspunkt und vertraute Organisationsform gesellschaftlicher Reproduktion zu dienen und den Aufbau des Sozialismus zu gewährleisten. Dies vermittelten die Programmgestalter und AutorInnen der einzelnen Sendungen. Allerdings forderten die Herrschenden auch, daß die Menschen sich aus ihrer Privatsphäre heraus in das organisierte Draußen bewegten, etwa zu den Veranstaltungen eines Betriebes oder des Freien Deutschen Gewerkschaftsbunds. Durch außerfamiliale Organisationen sollte die Familie als Familie vergesellschaftet werden. Nicht zuletzt bezweckte die Kulturarbeit, die die Betriebe und die Großorganisationen anboten und bei der das Radio integrierter Bestandteil war, einem verinselten, »zu« privaten Familienleben vorzubeugen.

Der Frauenfunk und die hauptsächlich für Frauen gedachten Ratgebersendungen sprachen viele Frauen positiv an: in der Weimarer Republik, im Dritten Reich ebenso wie in der DDR und in der Bundesrepublik. Die Grundkonzeption beruhte auf drei Pfeilern, den »klassischen« Frauenthemen wie Mode und Rezepte, den Texten über die jeweilige gesellschaftliche Bedeutung der Frauen und schließlich den belehrenden Unterhaltungen. Schon seit den späten zwanziger Jahren verlagerte sich

zudem mit dem Frauenfunk ein Teil der zuvor öffentlich geführten Diskurse über Rationalisierung, Mechanisierung und Professionalisierung der Hausfrauenarbeit auf das Radio. Was bisher darüber durch Wort und Schrift vermittelt worden war, erfolgte nunmehr auch durch das neue Medium. In vielen Sendungen der fünfziger Jahre wurde die gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Bedeutung der Hausfrauenarbeit betont, Normvorgaben formuliert, sparsames Wirtschaften empfohlen und Ratschläge zur besseren Haushaltsführung erteilt.

Da der Frauenfunk in der Regel als Hausfrauenfunk konzipiert war und diese Tradition auch in der DDR (und in der Bundesrepublik) seine Fortsetzung erfuhr, verwundert es nicht, daß seine Funktion in der DDR in Frage gestellt wurde, spätestens dann, als die Hausfrauen für die außerhäusliche Produktion gewonnen werden sollten. Zeitweilig entfiel der Frauenfunk tatsächlich, stattdessen wurden bunte, magazinähnliche Sendereihen ausgestrahlt, wie etwa *Zwei Stunden mit Heinz und Ingeborg* oder *Kunterbunt am Vormittag*. Nachdem jedoch die Frauen gegen eine Streichung des Frauenfunks protestiert und dies damit begründet hatten, daß der weibliche Lebenszusammenhang und ihre Interessen nicht ausreichend im allgemeinen Programm berücksichtigt seien, wurde der Frauenfunk wieder eingeführt. Hörinteressen waren entstanden, die nicht so leicht vom Tisch gewischt werden konnten. Deswegen war es folgerichtig, daß man in der DDR auf die nächste Generation setzte: Nicht zufällig entfiel – im Unterschied zum Dritten Reich – die Differenzierung zwischen Mädchen- und Jungenfunk. Ob trotz dieser Aufhebung der geschlechterspezifischen Ansprache die Interessen beider Geschlechter gleichgewichtig behandelt wurden, bedarf noch einer gründlichen Untersuchung.

Als Fazit läßt sich festhalten: Im Grunde hatte die DDR einige Probleme mit Zielgruppensendungen wie dem Frauenfunk. Denn solche Sendungen entsprachen eigentlich nicht der Idee einer sozialistischen Gesellschaft mit gleichgestellten Geschlechtern. Die Rundfunkpolitiker versuchten, das strukturelle Dilemma von allgemeinem Publikum und Zielgruppenpublikum ein Stück weit dadurch aufzuheben, daß bei den Zielgruppensendungen auch allgemein bedeutsame Themen behandelt wurden, Themen, bei denen die Werte und Anforderungen der sozialistischen Gesellschaft zur Sprache kamen.

Das machte sich insbesondere bei den Sendungen für die Jugend bemerkbar, die als Zielgruppe eine große Rolle spielte. Wie auch in anderen Sendungsarten dominierte in diesen Sendungen das belehrende Moment. Die Jugendlichen wurden vorrangig als zukünftige Erwachsene wahrgenommen. Die Themen entsprachen den Vorgaben der Partei und ihren Massenorganisationen. Dementsprechend war der Jugendfunk fast ganz für die FDJ-Jugend konzipiert, deren Funktionäre auch großen Einfluß auf die Gestaltung der Jugendsendungen ausübten. So wird auch erklärlich, warum die Programmacher in der DDR mit allen Mitteln verhindern wollten, daß die sich im Westen in den späten fünfziger Jahren herausbildende, medial vermarktete Jugendsubkultur in den Osten vordrang. Mit DT 64 wurde dann schließlich im Jahre 1964 ein Jugendsender in der DDR aufgebaut. Obwohl mit dem Jugendsender die Entfremdung zwischen Staatsradio und Jugend(sub)kultur keineswegs gelöst wurde, zeugt die Einrichtung des Senders doch immerhin davon, daß die Rundfunkpolitiker auf Grund des Desasters des 50er Jahre zu lernen bereit waren – wenn auch nur innerhalb eng gesteckter Grenzen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Zielgruppensendungen wie der Frauen- und Jugendfunk als Ausdruck einer Programmdiversifikation grundsätzlich moderne Züge aufwiesen. Die inhaltlichen Konzepte vermitteln jedoch ein komplexeres Bild: Frauensendungen waren zum Teil, vor allem im Dritten Reich, noch älteren Vorstellungen von dem besonderen Wesen und den besonderen Aufgaben der Frauen geschuldet. Auch die DDR konnte sich von diesen normativen Konstrukten nur teilweise lösen. Noch größere strukturelle Kontinuitäten sind beim Jugendfunk festzustellen. Der Jugendfunk in der DDR der 50er Jahre nahm die Jugend vorrangig als Staatsjugend ins Visier und band sie in eine eher rigide Herrschaftsstrategie ein, die sich letztlich trotz aller Kompromisse als dialogunfähig und daher als wenig modern erwies.

Genderization fiktionaler Medientexte

Effekte, die eigentlich wenig mit Geschlecht zu tun hatten, wie zum Beispiel der Unterhaltungswert von Sendungen, wurden vielfach über dichotomisch gedachte Geschlechterstereotypen gesteuert. Unterhaltungssendungen wiesen in der DDR häufig geschlechtsspezifische Formate auf, bei denen auf alte Stereotype über das Geschlechterverhältnis zurückgegriffen wurde, um auf dieser Basis unterhaltend zu wirken. Die Produzenten der Sendungen nutzten hierbei die longue durée von Mentalitäten des Publikums, das an solche Unterhaltungsstrukturen gewöhnt war. In

den untersuchten Unterhaltungssendungen beruhte die Komik bzw. Entspannung auf der Einhaltung geschlechtsspezifischer Normen. Inhaltlich tradierte Geschlechterstereotypen erzeugten am leichtesten Unterhaltung und Entspannung, weil sie bekannt waren und im Fluß des Soeben-Gehörten mühelos dechiffriert werden konnten. Selbst die um Humoranteile des Sozialismus erbittert diskutierende DDR konnte, so das vorläufige Fazit, auf dieses traditionelle Gestaltungsmittel der Unterhaltung nicht verzichten: Frauen übernehmen erzieherische Rollen, Männer begehren dagegen erfolgreich auf. Frauen setzen ihre spezifischen traditionellen »Waffen« ein, indem sie schmeicheln, unterbrechen, viel reden oder unlogisch erscheinende Gedankensprünge machen. Sie verwirren damit den Mann und erreichen so ihr Ziel.

Indessen fehlten bestimmte Geschlechterstereotypen, beispielsweise der Strohwitwer, der Pantoffelheld, der Hausdrache oder der von Hawai-Mädchen träumende Kleinbürger zumindest in den hier untersuchten Sendungen. Dies läßt vermuten, daß das Bemühen um eine gleichgestellte Präsentation der Geschlechter doch nicht ganz am Unterhaltungsrundfunk vorbeiging. Dazu gehört auch, daß in den Medientexten Stärken von Frauen vorgeführt werden, auch wenn diese traditionellen Denkmustern geschuldet waren.

Die strukturellen Ungleichheiten in der Art der Kommunikation bzw. dem Aufbau der Sendungen sind vermutlich gar nicht aufgefallen und ins Bewußtsein vorgedrungen. Zu denken ist dabei an die in den Szenen ausgearbeiteten Sprechanlässe sowie die funkische Gesamtpräsentation. Ein weiteres Prinzip der *genderization* fiktionaler Medientexte zeigte sich in der Hierarchisierung von Bewertungen. So wurde das dem Männlichen Zugeordnete explizit oder implizit höher eingestuft als das dem Weiblichen Zugeordnete, das oftmals mit Unwissenheit konnotiert wurde. Diese Strategie trat im subtilen Spiel von Sprechanlässen und -inhalten, von Rollengestaltung, -besetzung und -umsetzung zutage. Trotz der propagierten Gleichberechtigung der Geschlechter wurde auch in der DDR eine Geschlechterordnung inszeniert, in der hierarchische Kommunikationsstrukturen vorherrschten. Tradierte bürgerliche Geschlechterstereotype dienten um so eher als Ausgangspunkt für die komisch intendierte Darstellung des DDR-Alltags, je fremder, ungewohnter oder problematischer die Neuerungen, etwa eine Planerstellung, waren. Der Rückgriff auf Altbewährtes und auf vertrautes Terrain diente der Integration der Menschen in die neue Gesellschaft und der Erzeugung von Plausibilität. In

Zeiten, in denen alles in Schutt und Asche lag, Biographien umgeschrieben werden mußten und hohe Ansprüche an den wirtschaftlichen Aufbau und gesamtgesellschaftlichen Umbau gestellt wurden, wie in der DDR der fünfziger Jahre, bot die einfach und eindeutig, das heißt dichotomisch gedachte Geschlechterordnung mit festen Plätzen für Männer und Frauen inmitten von Brüchen einen Haltepunkt. Sie evozierte Vergessen und Normalität vor dem Hintergrund traumatischer Erfahrungen im Nationalsozialismus. So konnten die tatsächlichen Umbrüche in der Gesellschaft abgefedert und deren Akzeptanz erleichtert werden. Gerade in den scheinbar harmlosen Alltagsstrukturen bestand offensichtlich die Tendenz, am Vertrauten festzuhalten. So kam es zu einem als schmerzhaft empfundenen Zusammenprall traditioneller mentaler Strukturen mit neuen Erfahrungen und Erwartungen. Beharrungsvermögen und Wandlungspotentiale mischten sich oder standen unverbunden nebeneinander, was – wie dargelegt wurde – auch und gerade für das Geschlechterverhältnis und die darauf bezogenen Konstrukte gilt und sich auch in Radiosendungen niederschlug. Das geschlechtliche Zuordnungsprinzip schien klar und eindeutig. Die Gestaltung des öffentlichen Raums sollte durch den Mann, die Gestaltung der Zukunft durch das Draußen, also ebenfalls vom Mann aus erfolgen. Das war in der DDR so, im Nationalsozialismus und auch in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre, allerdings jeweils mit anderem Vorzeichen. Gleichwohl hat sich, ungeachtet der fortbestehenden Kontinuitäten und Ambivalenzen, in der DDR das Rollenrepertoire für das weibliche Geschlecht im Vergleich zur nationalsozialistischen Zeit merklich vergrößert und war differenzierter gestaltet, als die starre Zuordnungssystematik vermuten läßt. Frauen sollten sich in beiden Räumen bewegen und neue Pflichten nicht nur im Beruf, sondern auch in der Öffentlichkeit übernehmen können. Schaut man sich die Rollenrepertoires der Medientexte genauer an, so stellt man sogar ein recht komplexes weibliches Anforderungsprofil fest. Frauen wurden aber selbst dann noch komplementär zu Männern gedacht. So hatten auch sie im öffentlichen Raum bestimmte Aufgaben wahrzunehmen. Anders als die Männer, die auf den sozialistischen Aufbau verpflichtet wurden, sollten sich die Frauen für die atmosphärische Ausformung des Sozialismus zuständig fühlen. Die historisch unbelastete Zeitgenossin in der Produktion wurde angehalten, ihren »Mann zu stehen«, die Zukunft aktiv mitzugestalten, ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen und zudem für ein reibungsloses und stimmungsvolles familiäres und betriebliches Zusam-

menleben zu sorgen. Die Erwartungen, die von der Gesellschaft den Frauen zugemutet wurden, waren hoch. Und man fragt sich, ob und wann diese geforderten Zeitgenossinnen überhaupt noch Zeit hatten, Radio zu hören. Wenn, dann konnten sie auch vor dem Empfangsgerät ihre Hände nicht in den Schoß legen, sondern sie erledigten Hausarbeit und Wäschepflege. In den späten fünfziger Jahren, als die Aufbauarbeit in Radiosendungen der DDR etwas in den Hintergrund und die Herausbildung der »sozialistischen Persönlichkeit« mehr in den Vordergrund traten, erweiterte sich das vorgestellte Rollenrepertoire nun auch für Männer tendenziell: sie wurden gelegentlich auch als Väter und Kindererzieher thematisiert.

Radiogerät, Aneignung und Geschlecht

In der DDR verlor das Radio, wie dargestellt wurde, alsbald erneut seine Außergewöhnlichkeit, die es in den letzten Kriegsmonaten und in der Nachkriegszeit noch einmal vorübergehend innegehabt hatte. Das Gerät nahm allmählich wieder wie selbstverständlich seinen Platz in der Wohnung ein und gehörte zur Standardausstattung des Privatraumes, spätestens seit Mitte der fünfziger Jahre. Die Gehäuseform änderte sich freilich. Die Zeit verlangte in Ost und West den Abschied vom Hochformatigen. Die »Goebbels-Schnauze« verschwand nach und nach und damit ein Symbol des Nationalsozialismus. Das Radiochassis aus Plaste brachte schließlich ein neues Flair in DDR-Wohnstuben, präsentierte das Gerät in synthetischer Stofflichkeit, die gleichzeitig die Leistungen der Chemieindustrie der DDR symbolisierte. Das wurde von der Werbung für diese Geräte – nicht zuletzt in Konkurrenz zur Bundesrepublik – stets hervorgehoben. Trotz der dezidierten Abgrenzung von der Form des *Volksempfängers* knüpften die Geräte gestalterisch jedoch an Konsumbilder an, die im Nationalsozialismus angelegt oder verfestigt worden waren. Dazu gehörte auch, daß bei Produktinszenierungen der Radiogeräte nach wie vor Weiblichkeit mit Wohnlichkeit konnotiert wurde.

Allerdings ließ die in den fünfziger Jahren auch in der DDR restaurierte geschlechtliche Arbeitsteilung, die den Frauen Verantwortung für Haus und Familie und den Männern dort allenfalls entlastende Hilfsfunktionen zuwies, auch bei jenen Frauen, die im Zuge der Rekrutierung weiblicher Arbeitskräfte für den Aufbau der DDR ebenfalls von außerhäuslicher Erwerbsarbeit heimkehrten, Radiohören meist nur als begleitende Untermalung der unaufschiebbaren Hausarbeit zu. Eine ausschließliche Funktionsbeschreibung des Rundfunks als Hegemon der häuslichen *Frei*zeit, wie in der sozialgeschichtlichen Rundfunkforschung bislang geschehen, verkennt diesen geschlechterspezifischen Aspekt der Rundfunknutzung, da er von einem dichotomisch gedachten Arbeits- und Freizeitmodell ausgeht, das sich allein an außerhäuslicher (männlicher) Erwerbsarbeit orientiert.

Radiohören während der Hausarbeit war Sache von Frauen. Darauf stellte sich das Medium ein, wenn es um die inhaltliche Gestaltung der Sendungen auf das gewünschte Niveau ging: es bot »leichte Kost« für Frauen. Auch in der DDR wollten Hausfrauen leicht rezipierbare Sendungen mit der Begründung, sie müßten während des Hörens ihrer Arbeit nachgehen können. Kein Wunder, daß Frauen Sendungen bevorzugten, die sich durch eine Art fließende Kontinuität auszeichneten, in die sie nach Unterbrechungen problemlos wieder einsteigen konnten, ohne etwas Wesentliches verpaßt zu haben. Die Sendungen sollten Untermalung sein und kein konzentriertes Zuhören erfordern. Daraus entstand in der öffentlichen Meinung jedoch eine Gleichsetzung zwischen Geschlecht und Geschmack, zwischen Frauen und »leichter Kost«. Althergebrachte geschlechtsspezifische Stereotypen wurden auf einen neuen Sachverhalt, das Radiohören, übertragen – ungeachtet der Tatsache, daß die Gründe hierfür historisch in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zu suchen sind. Der Aneignungsart des Radios durch hausarbeitende Frauen entsprach der Charakter des Radios als einem flüchtigen Medium. Im Unterschied zu einem Buch konnte und kann man den im Radio gesprochenen Text kein zweites Mal hören und sich deshalb auch schwerlich mit ihm intensiv auseinandersetzen. Die Menschen mußten sich erst auf eine solche Situation einstellen, und sie taten es auf ihre eigene Weise, hörten »nebenbei«, regten sich allenfalls kurzzeitig über gehörte Ungereimtheiten auf, übten sich ansonsten in Gelassenheit.

Da waren, wie in der Studie ausführlich beschrieben, dann aber auch die anderen, jene, die sich hinsetzten und der Stimme schrieben, natürlich als Person. Die Hörerpost verzwirnte Privatheit und Öffentlichkeit. Auf Radiosendungen in Form von Briefen zu reagieren, das verweist zunächst auf die Unterschiedlichkeit der Kommunikationsstruktur: Stimme versus Schriftlichkeit. Diese medienspezifische ungleiche Verkehrsform konnte in Diktaturen unter Umständen zu einem bewußt eingesetzten Mittel der Kommunikation der Leute »da unten« mit den Leuten »da oben« genutzt

werden. In der DDR schlug sich das Prinzip der Massenverbundenheit, das als Ersatz für Partizipation dienen sollte, häufig in Antwortbriefen nieder. Die Briefe Schreibenden traten meist als Fordernde auf, verglichen die Verlautbarungen im Radio mit den Verhältnissen, in denen sie lebten und leben mußten. Aus den wahrgenommenen Widersprüchen glaubten sie, ihre Bedürfnisse und Kritiken ableiten zu können, wobei sie häufig ihren Horizont auch durch den Empfang von Westsendern erweitert hatten. Die Ostinformationen wurden durch Westprogramme kontrastiert. Ob ein solches Verhalten bereits dem entspricht, was Michel de Certeau als Antidisziplin beschrieb, mag umstritten bleiben, fest steht jedenfalls, daß sich die Menschen bei weitem nicht vollständig in die Disziplinanforderung des Herrschaftssystems einspannen ließen, sondern daß sie die Programme sondierten und die Sender selbst auswählen wollten: mal West, mal Ost. Das wußten auch die Programmgestalter. Die Tatsache beispielsweise, daß im Jahre 1952 etwas mehr als die Hälfte der potentiellen HörerInnen das Morgenprogramm des DDR-Rundfunks nicht einschaltete, erweckte den wohl berechtigten Verdacht, daß – entgegen aller Ermahnungen »von oben« – stattdessen Westsender gehört wurde.

Einige Empfehlungen »von oben« stießen allerdings bei den Zuhörenden durchaus auf Zustimmung. So wurden beispielsweise Programmzeitschriften akzeptiert, ja sogar gefordert. Man wollte sich beizeiten orientieren. Programmabweichungen konnten in der DDR zu einer massiven Störung des Verhältnisses zwischen Programmachern und Zuhörerschaft führen, wenn solche über einen längeren Zeitraum immer wieder vorkamen. Kritisiert wurden zudem kurzfristig vorgenommene Programmänderungen, die wohl als eine Art »Überrumpelungstaktik« von oben verordnet wurden, um politische Beiträge im Programm einstreuen zu können, ohne daß das Publikum von vornherein um- oder abschaltete. Viele Hörer und Hörerinnen nahmen offensichtlich das Programm immer noch mit großem Ernst zur Kenntnis. Das merkte man beispielsweise an den aufgeregten Reaktionen bei Falschmeldungen. Offenbar fungierte das Radio nicht nur als Begleitmedium und Geräuschkulisse, sondern auch als ein Medium, dem konzentriert zugehört wurde. Allerdings wurde je nach Tageszeit, Zeitbudget und Nutzungsinteresse ein unterschiedliches Hörverhalten an den Tag gelegt. Wenn es um die Gestaltung der kostbaren Freizeit ging, wurde am meisten sondiert. Im Unterschied zum heutigen Musikangebot des Radios strukturierte in der

DDR der fünfziger Jahre die Wiederkehr des Immergleichen noch nicht den Aneignungshorizont des allgemeinen Publikums. Beliebt blieben hingegen Sendereihen, die Wiedererkennungseffekte auslösten und so die Einordnung von Sendungen schon im voraus erleichterten, wobei die immergleiche Grundstruktur geschickt durch inhaltliche und gestalterische Variationen aufgefächert wurde.

Sowohl im Dritten Reich als auch in der DDR und in der Bundesrepublik schrieben Männer mehr Hörerbriefe als Frauen. Männer, die das Radio vorrangig als Freizeitmedium nutzten, sahen sich offensichtlich eher veranlaßt, Hörerbriefe zu verfassen als Frauen, die das Radio, wie schon gesagt, vielfach als Begleitmedium betrachteten und ihre Arbeit nicht unterbrechen wollten. Insbesondere in der frühen DDR ließ ihr Zeitbudget ihnen außerdem meist kaum Zeit zum Schreiben. Gesicherte Aussagen darüber lassen sich allerdings wegen der selektierten Quellenüberlieferung nicht machen. So könnte es auch häufigere Reaktionen von Frauen auf jene Sendungen gegeben haben, in denen ihre eigenen Belange thematisiert wurden und die etwas mit der Bewältigung ihres Alltags zu tun hatten, wie etwa der Brief einer Hörerin, die Probleme mit der zeitgemäßen Gestaltung von Gebrauchsgütern ansprach und für die Idee ständig geöffneter Automatenläden warb. Frauen und Männer verfaßten zudem verschiedene Arten von Briefen. Von daher kann geschlossen werden, daß sich auch die Aneignungsweisen des Radios oftmals unterschieden haben. Für Frauen war das Gehörte vielfach Auslöser, um sich den Frust vom Leibe zu schreiben. Sie verfaßten ihre eigene Geschichte, der Schreibstil war persönlich und offen. Es scheint, als ob sich Frauen häufiger als Männer Radiosendungen in zwei spezifischen Formen angeeignet haben: als Begleitmedium einerseits oder als Auslöser existentiell gefärbter Briefmitteilungen an die »Stimme aus dem Äther« andererseits. Daraus sind keine Schlußfolgerungen auf etwaige Geschlechtscharaktere zu ziehen, stattdessen muß auf gesellschaftlich bedingte Unterschiede in den Erfahrungshorizonten und Lebensperspektiven der Geschlechter verwiesen werden.

Radio in den beiden NS-Nachfolgestaaten

Ein DDR-spezifisches Problem entstand durch die Konkurrenzsituation mit dem Westen im allgemeinen und der BRD im besonderen, die sich in dem hier untersuchten Zeitraum der fünfziger Jahre durch den Kalten Krieg zwischen den Blöcken wesentlich verschärfte. So lassen sich auch

die in der DDR erfolgten permanenten Programmumstrukturierungen sowie die politischen Eingriffe und Lenkungsversuche hauptsächlich durch die Konkurrenz mit den Westsendern erklären. Der Erfolg dieser Bemühungen hielt sich jedoch, wenn überhaupt, dann wohl in recht engen Grenzen. Vor allem nach der 1952 vorgenommenen Zentralisierung der Rundfunkprogramme, derzufolge diese sich auch stark inhaltlich anglichen, lag die Attraktivität der Westprogramme für DDR-Hörende in der publikumsvermittelten Breite des Angebots. Hinzu kam, daß die Amerikanisierung der Westzonen und später der Bundesrepublik gerade auf dem Gebiet der Unterhaltung große Anziehungskraft ausstrahlte und diese Faszination ebenfalls nicht an den innerdeutschen Grenzen Halt machte. Die Versuche der Programmgestalter, »Weltniveau« zu zeigen, etwa wenn in *Da lacht der Bär* Künstler und Künstlerinnen aus Skandinavien, aus den USA (meist Schwarze) und sogar vereinzelt aus der Bundesrepublik auftraten, wurden zwar vom DDR-Publikum honoriert, es vermißte aber weiterhin das bunte und breite Unterhaltungsangebot des Westens. Eine vergleichende Analyse der Herausbildung von neuen Hörgewohnheiten und Geschmacksvorlieben in der Bundesrepublik, besonders beim jugendlichen Publikum, nicht zuletzt durch die Rezeption und Aneignung von AFN und Radio Luxemburg, geht allerdings über den Rahmen der vorliegenden Studie hinaus und bedarf noch einer eigenständigen gründlichen Erforschung. Insgesamt gesehen ist zu vermuten, daß die tieferliegenden Mentalitätsschichten in der DDR eine größere Beständigkeit aufwiesen als in der alten Bundesrepublik und daß sich dies auch in dem Erfolg der Medienangebote niederschlug, beispielsweise wenn *Bunte Stunden* weiterhin einen Großteil des Publikums ab 25 oder 30 Jahren erreichten.

Zwar waren in der Phase des Kalten Krieges alle amerikanischen Importe der Massenkultur als Produkte des »dekadenten Westens« in der DDR diffamiert, trotzdem entwickelten sie ihre Faszination, insbesondere auch für die junge ostdeutsche Nachkriegsgeneration. Hierauf reagierten die Verantwortlichen für das Radioprogramm zunächst restriktiv, dann zögernd mit einer Eindeutschung solcher Produkte. Auch in dieser Hinsicht ist eine Parallele zu den Westsendern zu ziehen. Denkt man etwa an die deutsche Rock'n Roll-Welle à la Peter Kraus, so war deren Erfolg im Westen nicht unbeträchtlich. Dies kann als eine popularkulturelle Entsprechung zur politischen Westintegration der Bundesrepublik angesehen werden, ja sogar als eine relative Versöhnung der (west)deutschen Kultur

mit der amerikanischen Massenkultur, die vielleicht mit dazu beitrug, auch politische Werte, wie die Demokratie, in der jungen Generation zu verankern. Im Unterschied dazu hielt man in der DDR der fünfziger Jahre am »Horrorgemälde« der drohenden Gefahr der Verwestlichung fest und transportierte die Feindbilder oft mit nationalen Anstrichen weiter. Zwar wurden die strengen staatlichen Normen mit der Zeit etwas aufgeweicht, aber ein beträchtlicher Teil der Jugendlichen in der DDR hörte weiterhin lieber das westliche »Orginal« als das östliche »Imitat«.

Ferner stießen die Versuche einer Sowjetisierung der Kultur, wie sie ja gerade in der Blütezeit der Stalinisierung Anfang der fünfziger Jahre unternommen wurden, innerhalb der DDR-Gesellschaft auf Vorbehalte. Bei den Unterhaltungssendungen der DDR hatte russische Folklore bzw. die Folklore aus den sogenannten Bruderländern allerdings einen festen Platz – und dies wohl nicht nur aus Devisengründen. Im Westen entsprach dem ein romantisierendes Rußlandbild, das gerade bei der sogenannten Landsergeneration verbreitet war. Russische Musik wurde zu einem festen Bestandteil von populären Musiksendungen. Diese lösten allerdings nicht die Feind-Stereotypen des Kalten Krieges auf: Die russische Musik blieb in der Bundesrepublik, anders als die Amerikanisierung der Pop-Kultur, ein Randphänomen.

Während in der DDR auf der Ebene der JournalistInnen und RedakteurInnen die überwiegende Mehrheit des Personals des NS-Rundfunks ausgewechselt wurde, verlief die Entnazifizierung der Westsender offenbar viel oberflächlicher. Entlassen wurden vor allem diejenigen, die im Informationsbereich tätig waren, während gerade im Unterhaltungssektor beachtliche personelle Kontinuitäten festzustellen sind. Trotzdem haben die DDR-Sender – ebenso wie die bundesrepublikanischen Sender – gerade in der Anfangszeit versucht, sich deutlich von der NS-Unterhaltung abzugrenzen. Doch im Gegensatz zum Informationsbereich, in dem das anglo-amerikanische Handlungsmuster der objektiven Berichterstattung als klar umrissenes Vorbild dienen konnte, lagen keine Konzepte vor, wie Unterhaltung in der Demokratie eigentlich aussehen sollte. Daher wurde unter anderem auf Genres zurückgegriffen, die in Deutschland während der Zeit des Nationalsozialismus ihre hörfunkspezifische Ausformung erfahren hatten. Die strukturellen Ähnlichkeiten der Rundfunkunterhaltung verschiedener Länder deuten darauf hin, daß es sich um medienspezifische Profile handelt: Wiedererkennbarkeit, Vertrautheit mit Stimmen oder Charakteren sowie Serialität sind charakteristisch. Für

Kontinuitäten und Brüche ist die Sendereihe *Froher Samstagnachmittag* ein gutes Beispiel aus der Geschichte der Bundesrepublik. Der NWDR behielt zwar den Namen der Sendung bei, aber in der Gestaltung der Folgen, vor allem in der für sie typischen Dreiermoderation, grenzte man die Sendung deutlich und bewußt vom NS-Vorläufer ab. Die Kontinuitätslinien in der Bundesrepublik waren auf der personellen Ebene zweifellos größer als in der DDR, auf der Ebene der Gestaltung des Programms und der Sendungen scheinen sie mehr im Verborgenen gelegen zu haben, zumindest in der Anfangsphase. In der DDR veränderte man zwar den Namen, die Sendung existierte aber in fast derselben Form weiter. Entsprechend dem Polyvalenzcharakter vieler populärkultureller Produkte konnten unterhaltende Medienangebote in verschiedene politische Systeme eingepaßt werden. Die DDR nutzte diese Möglichkeit der Systemintegration indessen lediglich partiell – und nicht selten widerwillig und halbherzig. Ihre historisch begründete Selbstdefinition von Herrschaft und Gesellschaft stand einer professionellen und umfassenden Ausnutzung solcher Möglichkeiten diametral im Wege. Offen bleibt allerdings, wo die Polyvalenz von Unterhaltung und Politiksystem auf ihre Grenzen stößt. Wäre die DDR, so ist zu fragen, die DDR geblieben, wenn Eislers Äußerung aus den fünfziger Jahren im Politbüro der SED auf fruchtbaren Boden gefallen wäre? Eisler sagte damals, es sei ihm gleich, ob die Jugendlichen der DDR Rock'n Roll tanzten, wichtig sei allein, daß sie es in der DDR täten.